



Lise und Salome

die beiden Webermädchen.

Eine Erzählung aus dem Volksleben

von

Jakob Stutz,

Verfasser der „Gemälde aus dem Volksleben“.

Zürich,

Verlag von Meyer und Zeller.

1847.



Lise und Salome

die beiden Webermädchen.

Eine Erzählung aus dem Volksleben

von

Jakob Stutz,

Verfasser der „Gemälde aus dem Volksleben“.

Zürich,

Verlag von Meyer und Zeller.

1847.

Druck von J. J. Ulrich.

Vorwort.

Die nachfolgende Erzählung ward ursprünglich nicht für den Druck niedergeschrieben, sondern für eine im Manuskript kursierende Monatsschrift, welche der Verfasser seit einigen Jahren zur Belehrung seiner nächsten Umgebung ausgehen läßt. Einige Freunde des Verfassers, denen die Blätter in die Hände kamen, wünschten die weitere Verbreitung durch den Druck, weil sie glauben, die hier aufgestellten Bilder finden noch an vielen andern Orten ihre Gegenbilder, und die Warnungen, Belehrungen und Ermunterungen, welche diese Volksschrift enthält, dürften wohl auch in weitern Kreisen ihre Anwendung finden. Wollte aber der Verfasser seine Arbeit nicht ganz umgestalten, wozu er keine Lust in sich fühlte, so mußte der Schauplatz, die Gebräuche, die Lebensansichten, die Ausdrucksweise, die hier aus seiner Feder hervorgingen, unverändert und unverwischt bleiben. Die Sprache einer Volksschrift darf nicht in den Lüften schweben, sondern muß sich im Gebiete und im Ideenkreise derer, für welche der Verfasser zunächst arbeitet, bewegen, sonst wird sie nicht verstanden.

Bisweilen reden die Leute in dieser Erzählung eine ziemlich derbe Sprache; aber auch diese Stellen wollte der Verfasser nicht opfern, theils weil der Kreis von Lesern, der ihm vorschwebte und für den seine Schrift bestimmt ist, keine so überempfindsame Nerven hat, daß sie vor jedem groben Ausdruck erbeben; theils in der Absicht, durch grelle Darstellung der gemeinen Ausdrucksweise gemeiner Leute — die bessern fühlen zu lassen, was ihrer nicht würdig sei.

Noch bittet der Verfasser die Leser aus der Gegend, in der diese Erzählung sich bewegt, daß sie sich keine vergebliche Mühe geben möchten, die Originale zu Lise und Salome und der übrigen Personen zu suchen. Er versichert, daß er keine bestimmte Personen im Auge hatte, sondern nur die einzelnen Züge, die er hie und dort in der Wirklichkeit vorfand, benutzte, um den Bildern seiner Phantasie die rechte Lebensfarbe zu geben. Es gibt freilich in der Welt mehr als eine Lise, aber wohl auch hie und dort einzelne Schwestern Salomelis. Mögen die Einen und die Andern sich in diesem Spiegel besehen und ihren eigenen Weg beschauen, ob er sei gut oder böse. — Denen aber, die erkennen, „was zu ihrem Frieden dient," gebe Gott Willen und Kraft und Ausdauer, eine Mutter wie Marei und eine Tochter wie Salomeli zu werden.

Jakobszell im Sternenberg, im Herbst 1846.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Nicht selten zeigt uns die Knospe schon ihre künftige Frucht.

Es lebt wohl kein Mensch unter der Sonne, der nicht gerne glücklich wäre, und unter tausend Mädchen sind vielleicht kaum zehn, die nicht von Herzen gerne heirathen möchten, sich Männer wünschen, welche schön sind, artig sind, brav und willig sind; kurz, die alle guten Eigenschaften haben und Geld und Vermögen dazu.

Aber unter diesen tausend Heirathslustigen denken vielleicht kaum zwei daran, wie aber auch sie sein sollten, um zu solch schönen, artigen, braven und willigen Männern zu gelangen, damit sie ungetrennt und recht glücklich bei einander leben und einst selig sterben könnten.

Oder sollte ein solcher Vertrag, der nicht so leicht rückgängig zu machen ist, nicht vorerst reiflich erwogen werden? —

Freilich ja, und wer's nicht thut, den gereut es nicht selten und er besinnt sich erst nach der That.

Darum möchten wir allen und jeden Heirathslustigen und allen und jeden Eltern eine Geschichte erzählen, welche nicht erdichtet, sondern wahr ist, und die geeignet sein dürfte, ihnen manche gute Lehre zu geben.

Die beiden Mädchen, welche dem geneigten Leser hier vorgeführt werden, sind nach ihrem Innern und Aeußern gar ungleich. Das eine ist gut, aber nicht schön, das andere schön, aber nicht gut.

Ihr habet nun die freie Wahl euch das Eine oder das Andere zum Muster zu nehmen. Damit ihr euch aber in dieser wichtigen Wahl nicht irret (denn das wäre sehr übel), müsset ihr zwei Sprüchlein aus dem neuen Testament ziehen,

welche Christus, der Herr, selber geredet hat. Sie sind ganz einfach; wenn ihr auch nur ein Bischen nachdenket, werdet ihr deren Bedeutung leicht verstehen und sie euerm Gedächtniß und dem Verstande einprägen können. Sie heißen: „Nur ein guter Baum bringt gute Früchte hervor, und — vom Dornbusch sammelt man keine Trauben."

Und nun wollen wir unsere Erzählung beginnen.

Lise und Salome waren zwei Landmädchen und wohnten im Sternenberg hinten. Ersteres tief unten in in der Felshalden, einer einsam stehenden Hütte in einem engen Wiesenthälchen, rings von schroffen Felsen und waldigen Hügeln eingeschlossen, durch welches ein munteres Bächlein rauscht, das mehrere kleine Wasserfälle bildet, bis tief in den Steinenbach hinab.

Salome aber wohnte hoch oben auf der sonnigen Matt, einem kleinen Weiler an der Fahrstraße, welche von Wyla her nach Sternenberg führt, wo man eine liebliche Aussicht hat ins Tößthal hinunter, nach der Allmans-, Uetli- und Lägerkette, das Hörnli und die Schneeberge sieht vom Sentis bis weit hinter den Albis hinab.

Diese beiden Mädchen waren weder Geschwister, noch sonst einander verwandt, nur bekannt, weil sie in die nämliche Schule gingen, welche damals noch im Hinterberg war. Auch waren sie beinahe vom gleichen Alter, aber nicht von gleicher Größe. Salome war kleiner. Lise war von Angesicht schöner und sehr wohl gestaltet; sie hatte rothe Wangen und braune Locken. Salome aber war stets ein wenig blaß und mager, hatte aber dabei doch ein liebliches Aussehen und überaus freundliche Augen.

Lise hatte auch artige, lebhafte Augen, aber es guckte etwas Schlimmes heraus, und es war, als ob man wie durch ein Fensterlein in ihr Herz hinein schauen könnte.

Salome war das einzige Kind ihrer Eltern und wirklich sehr arm. Ihr Kleid war dürftig, jedoch artig geflickt und

sauber gewaschen, und ihr Bettlein war fast ganz aus Laub und Stroh.

Lise hatte noch zwei jüngere Brüder, Ulrich und Gottlieb. Ihre Eltern waren so ziemlich wohlhabend, hatten zwei Kühe im Stall und, wie man zu sagen pflegt, nur wenig Zins.

Lise hatte nicht umsonst so hübsche Backen, denn sie bekam von Vater und Mutter gar manches Butterbrot und viel blähten Nidel, und mußte dabei wenig arbeiten.

Salome aber hatte stets eine gar magere Kost, fast wie sie selbst aussah, und mußte dabei noch früh und spät arbeiten.

Lise brachte oft Winterthurer Weggli in die Schule, Salome aber nur kalte Erdäpfel. Und doch konnte das arme Kind seine Aufgaben stets richtig lernen, während Lise ihrer Flatterhaftigkeit und Trägheit wegen oft und viel mußte getadelt werden.

Salome hatte ihren Platz unten am Tisch und Lise oben; denn es nahm sich so wegen Gesicht und Kleidung etwas besser aus, weil man ja oft der bunten Tulipan den Vorzug vor dem stillen Veilchen gibt und jene höher achtet als dieses. Aber der Schulmeister setzte die eitle Tulpe doch einmal hinunter und pflanzte das liebe Veilchen hinauf, das heißt, Lise mußte an Salomelis Platz und Salomeli an Lises Platz. Salomeli freute sich nicht gar sehr, aber Lise weinte und heulte, als ob sie an der Harzkappe hinge. Der Schulmeister aber sprach: „Willst du fleißig sein?" — Lise antwortete schluchzend: „Ja." „Nun, so komme wieder herauf und du, Salomeli, setze dich wieder hinunter an deinen vorigen Platz." Salomeli ging willig, wischte sich aber beim Weggehen ein Thränlein aus dem Auge.

Lise wischte ihre Thränen auch ab und lernte fleißig, denn die Schule währte nur noch eine halbe Stunde.

Beim Nachhausegehen hatte Lise ihre Freude, das unschuldige Salomeli zu necken: es habe doch wieder zu unterst

sitzen müssen; es sei aber nur ein Bruderkind (Bettelkind), sein Vater habe nur Körb und Kellen und Mäusfallen feil; ihr Vater aber schöne Spiegel, Messer, Gabeln und Löffel, Silber und Gold, und im Stall drinnen haben sie zwei große Kühe und in der Kammer oben blumete Betten und Kästen. „Aber ihr seid faule Bettelleut!“ rief sie so laut sie konnte, „und gehet ins Land abe in die Erndte und heisched.“ Auch habe ihr Vater gesagt, wenn sie einmal groß sei, bekomme sie einen ganzen Haufen Geld, sechshundert Gulden oder wohl vierhundert; trat dann näher zu Salomeli, spuckte ihm ins Angesicht und sprang spottend und lachend davon.

Das that dem sanften Salomeli sehr weh und es fing zu weinen an. Wohl hatte es immer ein Wort auf der Zunge gehabt, aber weil Lise geläufiger schwatzen konnte als eine Dohle, vermochte es nicht zu Worten zu kommen. Endlich aber rief es ihr nach: „Der Schulmeister muß dich alleweil balgen.“

Da kehrte Lise wieder um, hob einen Stein auf und warf ihn nach Salome. Diese aber wich aus und ging traurig mit ihren Gespanen heim.

„Aber das sind nur Kindersachen und kaum des Erwähnens werth,“ wird vielleicht der geneigte Leser sagen? — Und doch zeigt uns nicht selten die Knospe schon ihre künftige Frucht.

Die äußere Ungleichheit dieser beiden Mädchen haben wir gesehen und das oben Angeführte dürfte uns auch ihre innere Verschiedenheit zeigen, welche sich im Lauf der Jahre auch ungleich entfalten wird.

Woher aber diese ungleichen Gemüthsanlagen kommen mochten, wissen wir nicht bestimmt. Lise und Salome scheinen sie mit sich auf die Welt gebracht zu haben. Vielleicht mochte es ein Erbtheil sein; wie Lise das etwas eitle und stolze Angesicht ihres Vaters hatte, und Salomeli die nämlichen sanften Züge ihrer Mutter.

Wie wir bereits wissen, sind Salomelis Eltern arm, Liselis wohlhabend. Da wäre der erste Gedanke: Lise müßte an Körper und Geist unstreitig mehr gewonnen haben als Salomeli. Es dürfte so sein, wenn bei äußern, glücklichern Verhältnissen hiebei nicht noch etwas gar Wichtiges erforderlich wäre, nämlich: ein gutes Herz und guter Verstand. Und wo diese fehlen, da fehlt ein großes Kapital, das reichliche Zinsen tragen würde.

Zweites Kapitel.

Wie oft von Eltern selbst böse Eigenschaften der Kinder genährt und gepflegt werden.

Als Salomeli nach Hause gekommen war, mußte es, nach alter Sitte, den Eltern aufsagen. Es war bis in die Zeugnisse vorgerückt und las nun geläufig unter Anderm den Vers: Ich aber sage euch: Liebet euere Feinde, segnet, die euch fluchen, thut Gutes denen, die euch hassen, und bittet für die, welche euch beleidigen und verfolgen.

Aber mitten im Lesen stockte des Kindes Stimme und es fing an zu weinen.

„Ei, was fehlt dir?" — fragten Vater und Mutter verwundert. „Hast du etwa nicht recht gethan und hat dich der Schulmeister müssen strafen? — Dann wäre dir ganz recht geschehen. Wir sagen dir ja immer, du sollest brav sein und dem Schulmeister folgen. Sage nur gleich, warum du weinest; aber hörst du, lüg nicht!"

Und Salomeli erzählte treu und aufrichtig die Ursache ihrer Thränen.

Da wollte es den Eltern recht wehe thun und der Vater vermochte sich kaum zu überwinden, um nicht laut, im Angesichte des Kindes, über den Schulmeister und Lise zu schimpfen; denn er meinte, es sei ja nicht ihre Schuld, daß sie so arm sein müssen, demnach hätte der Schulmeister unpartheiisch handeln sollen. Lise sei ohnedieß jetzt schon recht

einbildisch und hochmüthig. Auf solche Weise müsse sie es noch mehr werden und gegen ärmere Kinder sich alles Ueble erlauben.

Es war der Mutter als sähe sie die Gedanken des Vaters; sie war fast besorgt, er möchte vielleicht ein Wort reden, das Salomeli mehr schaden als nützen könnte. Darum schickte sie das Kind weidlich hinaus; es müsse Scheiter in die Küche tragen.

Und kaum war Salomeli zur Thüre hinaus, hub der Vater recht eifrig an: „Es ist eine himmelschreiende Sünde, ein armes, gutes Kind so verächtlich zu behandeln, das an seiner Armuth so wenig, als ein anderes an seinem Reichthum Schuld trägt. Ich meine, ich wolle sogleich hingehen und dem Schulmeister und Lises Vater einen derben Verweis geben."

„Nein, nicht so, Vater," entgegnete die verständige Mutter. „Es ist Pflicht, daß wir, auch in den kleinsten Dingen, nicht oberflächlich urtheilen. Du kennst den Schulmeister; gewiß ist er kein böser Mann, aber ein vielfach geplagter Mann. Hat er den ganzen Tag in der Schule mühsam gearbeitet und viel Verdruß gehabt, muß er an den Drehstuhl stehen und Nächte hindurch arbeiten, um sich und seine Haushaltung kümmerlich durchzuschleppen. Das ist aber noch nicht Alles. Weißt du nicht, daß Lises Vater sein Gläubiger ist und er oft und viel Geld bei ihm entlehnen, ihn fürchten und ihm gefällig sein muß? — Es ist leicht möglich, daß ihm die Behandlung der beiden Kinder viel Kummer macht, und er heute Nacht vielleicht nicht so ruhig schlafen wird, als wir.

„Ferner weißt du, daß Lises Vater sein Kind über Alles liebt und ihm Alles recht ist, was es will und was es thut. So würdest du die Sache, wenn auch nicht böser, doch gewiß nicht besser machen.

„Wir können uns aufrichtig freuen, wenn Salomeli die Wahrheit gesagt und nicht Böses mit Bösem vergolten hat.

„Denkst du nicht an den Vers, den es uns so eben vorgelesen hat? — In dieser großen und schönen Tugend möchte ich das Kind üben und ihm Liebe einpflanzen für Gott und alle Menschen. So, meine ich, dürfte es am glückhaftigsten durch die Welt kommen und in seiner Armuth noch reich sein."

„Du hast wohl in etwas Recht", erwiderte der Vater mit noch gekränktem Gefühl. „Aber soll es sich denn gutwillig von Jedem aushudeln lassen und Alles leiden?" Und hierauf sprach die Mutter: „Liebe wirkt Liebe und Haß bringt Haß. Jeder Mensch hat Leute für sich und wider sich. Niemand wird von allen Menschen geliebt und Niemand von allen gehaßt. Aber sage mir: welche Leute werden mehr ausgehudelt und gescholten, die liebreichen und friedfertigen, oder die, welche gehässig und zornmüthig sind? — Leben nicht diese Jahr aus und ein mit ihren Nachbaren und andern Leuten in Hader und Streit und scheuet sie nicht Jedermann, während jene in Frieden und Einigkeit ihre Tage verbringen und wiederum von vielen Menschen geliebt werden? Lernt unser Salomeli die Menschen lieben, wird es weit weniger in den Fall kommen, ausgescholten und beleidigt zu werden, als wenn es sie hassen und verachten lernte. Und müßte es unschuldig leiden, hätte es Hunderte für sich, die ihm zu seinem Recht verhülfen; im umgekehrten Fall aber würde sich Mancher über sein Unglück freuen. Das ist meine Meinung und mein Glaube. Nun, wie denkst du?" —

Dem Vater sagte sein Gewissen, daß die Mutter Recht habe und er zollte ihr vollkommen Beifall. Er wußte aus selbst eigener Erfahrung, wie schön es sei, wenn Andre uns liebreich begegnen, und so soll man auch an Andern thun, was man selbst gern habe.

Salomeli kam wieder herein und die Mutter redete ihm noch besonders zu, daß es Lise, so wie auch den andern Kindern, nie etwas zu leide thun soll; denn dadurch würde es

den Herrgott sehr betrüben. Thue ihm Jemand Unrecht, so soll es nur ihnen und dem Schulmeister sagen, was ihm fehle, dann werden sie schon für das Weitere sorgen. Es sei freilich nicht ganz recht gewesen, daß der Schulmeister Lise wieder hinaufgesetzt habe. Aber er habe vielleicht gedacht, Lise würde sonst nicht mehr lernen, und sie habe ihm ja versprochen fleißig zu sein. Der Schulmeister sei dennoch brav, darum müsse es ihn auch lieben und ihm gehorsam sein, weil der Herrgott auch gegen alle Menschen gut sei.

„Willst du's so machen?" — fragte die Mutter freundlich. Und Salomeli versprach Vater und Mutter treuherzig ein gehorsames Kind zu sein.

Lise war indessen auch nach Hause gekommen. Aber auf dem Wege hatten sie zwei Dinge gar bitterlich geärgert. Erstens, daß ihr Salomeli die Wahrheit gesagt, der Schulmeister müsse sie alleweil balgen, und zweitens, daß der Stein nicht getroffen, den sie nach Salomeli geworfen hatte.

Da sie nun wußte, daß ihr Vater daheim sei, fing sie, etwa dreißig Schritte vom Hause entfernt, zu schreien an, und zwar so laut, daß es an den Felsen und Hügeln im Thälchen herum wiederhallte.

Dieß hörte allererst der Vater und er erkannte sogleich die Stimme seines lieben Kindes. Schreckensbleich sprang er hinaus, dem Kind entgegen, fragte tausend Mal, was ihm fehle, und trug es in die Stube hinein.

Nun erhob Lise schreckliche Klage gegen Salomeli und auch gegen den Schulmeister, wie dieser sie zu unterst hinab und Salomeli zu oberst hinauf gesetzt habe. Wie Salomeli auf dem Heimwege ihr Schimpfnamen nachgerufen und sie mit Steinen geworfen habe.

Ohne die Sache auch nur oberflächlich zu untersuchen, glaubte der Vater dem Kinde auf's Wort und hub an über den Schulmeister, über Salomeli und dessen Eltern recht grob zu schimpfen. Er wolle es dem Schulmeister schon

sagen. „Und wenn er dich wieder zu unterst setzen will," sprach er zu Lise, „so gehe nicht und bleib sitzen. Und wenn Salomeiggel dir wieder etwas Leides thut, so reit sie z'Bode, ich erlaub' dir's. Von einem solchen Bettelkind mußt du dich nicht ausschelten und mit Steinen bewerfen lassen." Hierauf befahl er der Mutter, Lise ein Eiertätschlein zu machen, damit sie wieder zufrieden werde.

Die Mutter aber meinte, die Sache dürfte nicht so gar gefährlich sein, es thäts wohl auch ohne Eiertätsch; denn wenn Lise Eiertätsch habe, wollen die Buben auch und für Alle habe sie jetzt nicht Eier genug.

Da fing Lise wieder an zu schreien und die Mutter mußte auf der Stelle in die Küche.

Indessen tröstete der Vater sein Lisi so gut es ihm möglich war und versicherte sie, daß sie viel schöner, bräver und besser sei als die bruderige Salome und als alle in der ganzen Schule. Keines habe so schöne rothe Baggen, keines so saubere Kleider wie sie und sie müsse noch viel mehr haben. Das werde die andern Kinder dann brav drucken und sie werden's ihr vergunnen (mißgönnen). Aber darob solle sie nur lachen und Niemandem Etwas nachfragen.

Das merkte sich Lise wohl und faßte auch Alles wohl zu Herzen; denn all dieser Saame fiel in geeigneten Grund und wird seiner Zeit auch aufgehen und angemessene Früchte tragen.

Drittes Kapitel.

Wie Salomelis Eltern beten und arbeiten und im Leiblichen und Geistigen für ihr Kind sorgen.

Gewiß hat der geneigte Leser von Salomelis Eltern jetzt schon eine gute Meinung bekommen und er könnte aus dem bisher Gesagten richtig schließen, wie sie ihr häusliches Leben in allen Theilen betreiben würden. Dennoch erfordert es

der Zusammenhang dieser Geschichte, diese Leute auch hierin näher zu zeichnen.

Salomelis Vater war so ein schlichter, armer Mann. Er hieß Jörrli und ging, wie wir bereits wissen, mit Körben und Kellen in der Welt herum, verkaufte sie ehrlich und so vortheilhaft als es möglich war, dingte etwa ein Stück Brod, Habermehl oder dürre Stückli in den Kauf, brachte dieß treulich nach Hause und gab dann dem Salomeli etwas davon als Kram, welches sich eben so sehr darüber freute, wie Kinder reicher Eltern sich über reiche Geschenke freuen können. Das Uebrige wurde dann in die ganze Haushaltung verbraucht.

Ein armseliges Häuschen, ein kleiner Acker und ein wenig Holz waren sein ganzes Grundeigenthum. Er war aber dabei zufrieden, wünschte gar sehr, daß er dieß nur seinem lieben Salomeli aufrecht zu erhalten vermöge und freute sich dann recht innig, wenn er alljährlich zur angesetzten Zeit seinen Zinsherrn befriedigen konnte, der ihm auch jedes Mal eine ordentliche Rückgabe zukommen ließ.

Die Mutter war eine gemüthliche, fromme und verständige Frau. Sie war haushälterisch, hielt Alles wohl zu Rathe und suchte es zu benützen; so auch jede Stunde und jeden Augenblick. Auch war sie höchst reinlich und ihr altes Stübchen sah immer neu und recht heimelig aus.

Nebst ihren Hausgeschäften und der Besorgung ihres kleinen Ackers beschäftigte sie sich mit Weben und Salomeli mußte ihr den Sommer hindurch, außer der Schule, genug spuhlen. Im Winter, wenn wegen dem vielen und hohen Schnee die Schule eingestellt wurde, mußte das Kind nebst dem Spuhlen den Leuten Strümpfe stricken, denn Marei, so hieß diese Frau, hielt sehr viel darauf, daß ihr Kind zu gehöriger Zeit immer nützlich beschäftigt sei, damit es sich an ein thätiges Leben gewöhne.

Auch verstand sie es wohl, ihrem Kinde das Arbeiten lieb und angenehm zu machen und gab ihm zu diesem Zwecke

jederzeit nur einen mäßigen Rast auf. Was es darüber hinaus arbeitete, davon bekam es den vollen Lohn, und die Mutter legte ihm alle Rappen und Schillinge in ein besonderes Spardrücklein, als Nothpfennig für künftige Zeiten. Dazu, meinten die Eltern, seien sie von Gott verpflichtet, mit allem Fleiß auch für die irdische Wohlfahrt ihres Kindes zu sorgen. Christus der Herr habe ja noch sterbend am Kreuze seiner lieben Mutter gedacht und sie seinem treuen Jünger, dem guten Johannes, zur Versorgung anempfohlen.

Salomeli sei ja nicht Ursache, daß es in der Welt sei und arme Eltern habe; darum müssen sie trachten, ihm das Leben so erträglich als möglich zu machen.

Es kam ihnen schrecklich vor, wenn sie Eltern sahen, welche auf keine Weise für die Zukunft ihrer Kinder sorgten und deren Nothpfennig leichtsinnig verpraßten.

Ferner war Mutter Marei ernstlich darauf bedacht, daß Salomeli nicht naschen lerne und die süßen Sachen nicht lieb gewinne. Daher, wenn sie oder der Vater irgendwo hingingen, brachten sie dem Kinde lieber einen Schilling oder ein Paar Rappen zum Kram statt Zucker und anderer solcher Dinge; denn sie wußten, daß dadurch schon mancher Mensch ein Verschwender und ein Dieb geworden ist.

Dankbar legte Salomeli das Geld zu dem übrigen in sein Spardrücklein und freute sich gar sehr, wenn der Schillinge so allmälig recht viele wurden.

Damit aber das Kind nicht etwa geizig werde und das Geld zu sehr lieb gewinne, mußte es bisweilen den Bettlern etwas davon geben. Und als die Mutter merkte, daß ihn's ein so kleines Almosen reute, sprach sie ihm ernstlich zu und sagte, wie Geiz und Hartherzigkeit eine große Sünde sei, wie solche Menschen nicht glücklich werden können. Wohlthätigkeit, die sei schön und dem lieben Gott angenehm.

Und mit der Sorge für die irdische Wohlfahrt ihres Kindes verband Mutter Marei, in noch strengerem Sinne, auch die Sorge für das Heil seiner Seele.

Frühe schon lehrte sie Salomeli beten und erzählte ihm viel von Gott und göttlichen Dingen, gar Vieles aus dem Leben Jesu und manches lehrreiche Geschichtlein von guten und bösen Kindern.

Und Salomeli verstand es wohl, wie ihm die Mutter erzählte, denn sie redete kindlich und einfach.

Aber es war der Mutter nicht gleich, daß Salomeli nur bloß schön beten könne, es sollte auch schön folgen und sein Betragen den Tag über sollte gleichsam ein schönes Gebet sein.

Auch sorgten die Eltern ernstlich dafür, daß ihr Kind gegen sie, wie gegen andere Menschen aufrichtig sei und nicht lüge, daß es mit ungezogenen Kindern keine nähere Bekanntschaft habe und nie in solche Häuser komme, wo Junge und Alte, in Anwesenheit von Kindern, die schmutzigsten und unzüchtigsten Reden führten.

Ferner sagte ihm auch die Mutter, daß sie sehr arm seien und Tag und Nacht fleißig arbeiten müssen, damit sie ihns ernähren, kleiden und in die Schule schicken können. Daher müsse es sie auch lieben und ihnen durch Fleiß und Gehorsam dankbar sein.

Und wenn Salomeli etwa fragte: „Aber, Mutter, muß ich denn nicht auch ein solch schönes Röcklein, Strümpfe und Schuhe haben, wie Lise?" — antwortete die Mutter: „Lises Vater hat Geld und verdient viel, er ist wohlhabend. Wir aber sind, wie du weißt, arm und haben kein Geld zu so schönen Kleidern für dich. Daher mußt du dich gerade so zeigen, wie du wirklich bist. Wir könnten dich wohl auch für eine Weile wie ein Jüngferlein kleiden; aber es steht armen Leuten gar übel an, wenn sie in Seide und Sammt, in Gold und Silber erscheinen und man weiß, daß sie daheim kaum ein Bettlein haben und oft nur auf dem Ofen

oder auf den Bänken schlafen müssen. Rechtthun ist über hübsch. Darum sei du nur ein braves Kind, dann bist du auch reich und schön."

Diese einfache, christliche Grundlage hatten Salomelis Eltern bei Erziehung ihres Kindes, und wir werden sehen, wie alle drei auf diesem Wege noch überaus glücklich werden, und zwar um der Hauptsache willen, weil die Eltern gut beteten, gut arbeiteten und ihr Kind durch eigenes Beispiel Rechtthun lehrten.

Zum Schlusse dieses Kapitels nur ein einziges Beispiel von Mutter Marei's Ehrlichkeit.

Sie wob ihr Tuch für den alten Wirth im Sternenberg, welcher damals ein großer Fabrikant war, und brachte zu jedem Stück, das dick und sauber gewoben war, manchmal drei bis vier Strängli des übrig gebliebenen Eintrages zurück. Und wenn der Wirth das Tuch stabete, waren oft zwei bis drei Ellen über das Maß hinaus. Da sprach der Wirth zu sich selbst: „Von allen meinen Arbeitern macht keiner die Sache so brav und treu, wie d'Marei auf der Matt; darum soll sie auch dafür belohnt werden, wie ich die Untreuen bestrafe, wenn ich dahinter komme. Es ist nicht mehr als billig; man soll in Einem so gerecht sein, wie im Andern."

Und er gab ihr immer einige Schillinge mehr Lohn als den Andern, welche Resten vom Tuche schnitten, Gänge abwanden, mehrere Strängli Eintrag wegnahmen und alles dieß für sich behielten.

Marei wußte aber nicht, weßwegen sie mehr Lohn bekomme, und wenn etwa hievon die Rede war, so sagte sie es auch andern Leuten und freute sich darüber.

Dann beklagten sich Viele beim Fabrikanten und fragten: „Heh! warum gibst du uns weniger Lohn als der Marei auf der Matt? — Wir machen doch auch rechtes Tuch."

Und der Fabrikant antwortete und sprach: „Ihr habet die gleichen Werpfen und den gleichen Eintrag, wie Marei, nicht besser und nicht schlechter, nicht mehr und nicht minder. Bringet ihr mir gleiches Tuch und habet dabei so viele Ellen und so manches Strängli übrig, so müsset ihr präzis den nämlichen Lohn haben; keinen Rappen weniger und keinen mehr."

Da riefen fast Alle, und die Weibervölcher heulten und weinten dazu: „Das Stifeli Bränz soll mir Gift sein — ich will des Todes sterben u. s. w., wenn ich weder es Fätzli Tuch, noch es Fädeli Garn davon gestohlen habe."

Und der Wirth hielt ihnen dann Mareiens Tuch zur Vergleichung hin und sprach: „Da könnet ihr selbst sehen, wie sehr die Wahrheit wider euch zeuget. Es ist traurig, von Leuten so reden zu hören, welche Morgens und Abends stundenlang beten und jeden Sonntag in die Predigt gehen. Die Juden und Heiden sind aufrichtiger denkt, als ihr es seid."

Da schwiegen diese Leute, aber sie dachten Allerlei und von Zwanzigen bestrebten sich nicht Fünf, ihre Sache besser zu machen. Doch erhielten diese wenigen auch bessern Lohn. Und abermals sprach der Fabrikant: „Ich will ihnen lieber ihre Ehrlichkeit bezahlen, als daß sie sich selbst für ihre Untreue bezahlt machen; es thut ja Keiner etwas umsonst."

Vielleicht wären auf diese Weise viele hundert junge und alte Diebe aus dem Strome des Verderbens zu fischen. Es wäre schön, wenn's der eine oder andere Fabrikant auch einmal probiren würde. Es sind eben nicht alle Leute, wie Mutter Marei gewesen ist; aber sie könnten es werden.

Aber im Vorbeigehen sei es gesagt: Es gibt Fabrikanten, die so sehr in der Klemme stecken und an ihre Arbeiter gebunden sind, daß ihnen die Weber ohne Scheu stehlen dürfen. Sie lassen es geschehen und müssen es geschehen lassen, damit sie ihnen nicht weglaufen und ihnen helfen ihre

Ehre noch aufrecht zu erhalten. Und solcher Fabrikanten sind, zu unserer Zeit, mehr als man glauben möchte. Wie könnte da geholfen werden? Wer weiß gegen ein solches Uebel das beste und anwendbarste Rezept? — — — *)

---

*) Noch dürften ein paar ähnliche Punkte aus obigem Bereiche hier nicht am unrechten Orte stehen und der Beherzigung werth sein. Seitdem in mehreren Gegenden unsers Kantons die Weberei in gefärbten Zeugen eingeführt werden mußte, lassen sich über einzelne Fabrikanten und Fergger allerlei Klagen hören. Schon oft vermochten auch anerkannt gute und treue Weber den erhaltenen Eintrag mit der größten Mühe nicht ganz in das Stück hineinzuschlagen, so daß manchmal 5—6 Strängli übrig blieben, welche sie richtig dem Fabrikanten wieder zurück brachten. Dann, was geschah? — Ohne zu untersuchen, ob vielleicht der Fehler im Webgeschirr, oder in dem zu dichten Zettel stecke, zog man dem armen Weber 4—6 Bz. für das allzu dünne Tuch ab. Bei den folgenden Stücken suchten sich solche Weber dadurch zu helfen, daß sie den übrig gebliebenen Eintrag nicht wieder zurück brachten und dem Fabrikanten oder dem Fergger vorgaben, sie hätten dies Mal alles bis auf das letzte Stränglein hinein gebracht. Dann wurde das Tuch für gut befunden und der Weber erhielt den vollen Lohn. Ferner wurden schon Werpfen ausgegbeen, in welche vom Zettler in der Streifenordnung bedeutende Fehler gemacht worden waren, so daß bei Verbesserung desselben und beim Weben mehrere Tage versäumt werden mußten, wodurch der Weber einen Schaden von ein paar Gulden erlitt. Dafür erhielt er aber vom Fabrikanten nicht die geringste Entschädigung. Im Gegentheil, wenn das Tuch, trotz aller Sorgfalt nicht gehörig gewoben werden konnte, erhielt der Weber wieder zehn und noch mehr Batzen Abzug, und wurde auf solche Weise für einen Fehler gebüßt, den er nicht verschuldet hatte. Kein Wunder, wenn Viele, nicht aus alter Gewohnheit, sondern wegen solchen und andern Ungerechtigkeiten nothgedrungen wieder zur Weißweberei Zuflucht nehmen.

Viertes Kapitel.

Ein Reich, das unter sich zertheilet ist, mag nicht bestehen.

Wir wollen nun den armen Jörrli mit seiner stillen Haushaltung beten und arbeiten lassen und wünschen ihm Gottes Segen dazu.

Es zeigt sich dem geneigten Leser hier wieder ein anderes Bild. Er soll noch deutlicher sehen, wie böse Neigungen ungehindert ihre Nahrung und Pflege finden.

Wir gehen nach Felshalden und wollen Lise und ihren Eltern einen Besuch machen. Es ist Abend und zwar ein frostiger Herbstabend. Dichter Nebel wallt und raucht in dem ganzen Thälchen herum, so daß man kaum ein paar Schritte vor sich hinsieht. Auf der Matt oben aber ist blauer Himmel, es scheint der Mond und es leuchten die Sterne.

Wir sehen durch ein vierscheibiges Fensterlein Licht im Stall — Lises Mutter befindet sich da und hat noch allerlei Geschäfte.

In der Stube ist auch Licht, und wie wir hineinkommen, begegnen uns in einem seltsamen Aufzug drei Kinder, welche die Stube auf und ab spaziren. Voran geht ein Knabe; er trägt einen großen, gelben Strohhut mit allerlei Blumen und bunten Bändern geschmückt, hält eine kleine Geige am Kinn und geigt lustig drauf los. Ihm folgen Arm in Arm ein größerer Knabe und ein Mädchen, ebenfalls festlich geschmückt. Der Knabe trägt einen schwarzen Frack, dessen Flügel er wohl eine Elle lang auf dem Boden hinten nachschleppt. Auf der Brust hat er einen großen Blumenstrauß und auf dem schwarzen Hut, der ihm fast auf der Nase steht, ein Schäppelein von weiß und rothen Bändern. Das Mädchen trägt, aus einigen Schürzen, ein langes schwarzes Kleid, ein großes, buntes Halstuch dient ihm als Shawl, um die Stirne hat es einen Blumenkranz und in der Hand ein Sträußchen von Rosen und Rosmarin.

Diese drei Kinder sind Lise und ihre beiden Brüder, welche eine Hochzeit mit ihr spielen mußten.

Schon mehrere Male hatten sie die Runde in der Stube herum gemacht und Lise drehte ihr Köpfchen nach allen Seiten, beschaute sich links und rechts und machte so leichte, hüpfende Schrittlein, als ob sie dieß von einem französischen Tanzmeister gelernt hätte.

Aber den Buben wollte das Spiel verleiden; Gottlieb wollte nicht mehr Hochzeiter sein und Ulrich mochte nicht mehr geigen. Dieser warf Hut und Geige weg und Gottlieb sprang aus Rock und Hut und setzte sich auf die Ofenbank. Er wolle lieber einen Vehmärt spielen, als ein Hochsig. Lise soll eine Geiß sein und Ulrich ein Vehhändler, dann wolle er sie auf den Markt führen und er müsse sie ihm abkaufen.

Liese aber stellte sich mitten in die Stube, fing an zu lärmen und sagte, daß sie kein Vehmärt, sondern Hochzeit haben wolle, und wenn sie nicht gleich herkommen, so sage sie's dem Vater und er müsse ihnen Prügel geben.

Diese Drohung machte die Buben wirklich fürchten und sie begannen das Spiel wieder von Neuem.

Und während dessen trat der Vater in die Stube. Er kam vom Hausiren heim und hatte auch brav gelöst, denn er warf ein mit Wachstuch umwickeltes Päcklein auf den Tisch, welches sehr schwer auffiel, so daß man richtig hören konnte, daß Geld darin sei.

Er stellte den Stock hinter die Thüre, steckte die Tabackpfeife in den Seitensack und seine Augen suchten seine Lise, nach der er sich so lange schon gesehnt hatte.

Die Buben hatten sich, beim Anblick ihres Vaters, alsbald scheu verkrochen und sich weidlich aus ihren Hochzeitskleidern heraus gemacht.

Lise aber eilte in ihrem Brautschmucke dem Vater entgegen und rief freudig lachend: „Vater! Vater! ich bin eine Hochzeiterin!" Und der Vater setzte sich, hob erstaunt sein Kind auf die Knie und rief: „Ei, bist du es, Lise?

Ich habe dich nicht mehr gekannt. Was bist du?" — „E Hochziteri," antwortete das Kind, außerordentlich gschnäderig, pammelte mit den Füßen hin und her und mit den Fingerchen ordnete es seinen Brautkranz. „Ei, ja wohl, du bist eine Hochziteri", lachte der Vater. „So stelle dich da in die Stube hinaus und tanze Eins, damit ich dich auch recht sehe. Lise ging, lehnte die Händlein an die Hüfte, tanzte herum wie ein Herlein und der Vater mußte sich darüber fast zu todt lachen. „Aber wo hast du auch deinen Hochzeiter?" fragte der Vater, während Lise noch unermüdet forttanzte. Lise hielt ein wenig inne und sagte kurz: „Gottlieb ist ihn, aber ich mag ihn nicht, er ist ein dummer Esel." Sie tanzte wieder fort und der Vater rief laut lachend: „Da hast du aber auch recht. Nun, weil du eine Hochziterin bist", fuhr er fort, „so will ich dir doch auch Etwas geben." Lise klatschte in die Hände, er durchsuchte seine Taschen, reichte ihr ein großes Papier voll Zuckerbrödli und zwei Simmelweggli.

Lise nahm, ohne zu danken, die Sachen hurtig in Empfang, setzte sich zum Tisch auf ihre eigenen Füße, und aß wacker darauf los.

Still und leise krochen nun die Buben hinter dem Ofen hervor, gingen schüchtern um den Tisch herum, forschend, ob er ihnen wohl nicht auch Etwas geben werde.

Aber der Vater achtete ihrer kaum, setzte sich zu Lise hin und fragte, ob es ihr wohl schmecke.

Die Buben nahten sich traurig dem Tisch, sahen Lise begierig zu, wie sie esse. Wenn sie schluckte, so schluckten die Buben auch, und wenn ein Brosamen herunterfiel, so juckten sie drauf los, hoben ihn auf und aßen ihn.

Dies sah der Vater, es ärgerte ihn und er hieß sie, in schnauzendem Tone, vom Tische weggehen.

Indessen brachte die Mutter das Nachtessen herein, und als sie die Buben so traurig und trocken da sitzen sah, fragte sie den Vater, ob er diesen Nichts gebe, ob Lise Alles allein haben müsse? — „Es werde mit denen nicht so sehr pressie-

ren," gab er ihr unwillig zur Antwort, „man wolle vorerst einmal zu Nacht essen;" stand auf, zog den Rock aus und hängte ihn an die Wand.

Lise bröckelte nun ihre süßen Sachen in den Kaffe, während ihre Brüder mit Erdäpfeln vorlieb nehmen mußten. Diese schauten oft und viel gegen die Wand hinüber nach Vaters Rock und dachten, was wohl in dessen Taschen für sie vorhanden sein möchte.

Das Essen ging vorüber, die Mutter brachte den Tisch in Ordnung, der Vater aber schien es ganz vergessen zu haben, was er den Buben versprochen hatte. Diese zupften die Mutter mehrmals heimlich an der Schürze, sie möchte den Vater an ihren Kram erinnern. Sie that es endlich und zwar furchtsam. „Er meinte, sie möchten's jetzt wohl erleiden," schnurrte der Vater, „sie haben ja zu Nacht gegessen." Ging aber dennoch hin, riß zwei Wegglein aus der Rocktasche heraus und warf sie den Buben hin. Sie dankten, setzten sich zum Ofen und aßen, während Lise noch etwas von ihrem Kram zu essen hatte.

Und als Lise damit fertig war, hatte sie noch nicht genug und verlangte noch mehr.

Das thut dem Vater sehr leid, denn er hat weder Zuckerbrödli noch Weggli mehr.

„Habet ihr euere Weggli schon gegessen, Buben?" — fragt er, und will nachsehen, Jeder hat noch ein ordentliches Theilchen übrig. Aber der Eine fährt damit in den Hosensack und der Andere schiebt das seine hinter den Rücken, schauen den Vater etwas furchtsam und mit großen Augen an, reiben mit dem Aermel von einem Mundwinkel zum andern, als ob sie längst mit Essen fertig wären. Der Vater aber findet's doch heraus, giebt die Stücklein der Lise, zwackt die Buben um die Ohren und mustert sie zu Bette.

Die Mutter, welche am Tische sitzt und mit Nähen beschäftigt ist, richtet den Kopf auf, sieht recht unwillig drein, darf aber nichts sagen, geht und zündet den Buben in die

Kammer hinauf. Droben weinen sie still und die Mutter tröstet sie; Lise sei eben leid und der Vater bös, sie sollen aber nur stille sein, morgen wolle sie jedem heimlich ein paar Eier sieden, Lise müsse dann auch nichts davon haben. „Schlofet e Gotts Name!" sagte sie traurig, machte ihnen das Deckbett unten und oben sorgfältig zurecht, damit sie nicht frieren, ging in die Stube hinunter, nahm ihr Nähzeug vom Tisch, begab sich zu Kathrine, ihrer Nachbarin, denn sie mochte jetzt weder bei Lise noch bei dem Vater bleiben — und die Buben schliefen am Weinen ein.

„Wohin geht die Mutter?" fragte Lise. „Ich weiß es nicht", antwortete verdrüßlich der Vater. „Sie wird de Schalk ha." Ging hin, um seine Pfeife zu stopfen. „Das ist richtig," fuhr er fort, „wenn ich heim komme, so geht die Teuflete im Augenblick an; sie ist halt ein Mauderkopf", und würgte dann den Tabak so heftig und zornig hinein, als ob er den Pfeifenkopf zersprengen wollte.

„Gell, d' Mutter ist leid", sprach Lise in einem gar schmeichelnden und mitleidigen Ton.

„Sie ist en dummers hammers Cholder", antwortete der Vater und warf eine Stabelle, welche ihm im Weg zu sein schien, in den Winkel, kam zum Licht, zündete schnaufend den Tabak an, und zwar in solch gierigen Zügen, als ob er sogar die Pfeife mit sammt der Oehllampe hinunter schlucken wollte.

Lise fühlte tiefes Mitleid für den Vater und meinte ihm dadurch eine große Wohlthat zu erweisen, wenn auch sie sich über die Mutter beklage. Hierauf erzählte sie ihm dann, wie die Mutter mit ihr oft erschrecklich böse sei, wie sie ihr oft Schläg gebe, den Buben aber nicht, diese können thun was sie wollen, und fing dann bitterlich zu weinen an. Der Vater aber suchte sie damit zu trösten, er wolle der Mutter schon für's Wetter läuten, wenn sie wieder böse mit ihr sei. Sie solle jetzt nur frei sein und nicht gryne, er krame ihr dann wieder etwas recht Schönes, Halsketten, Fingerring und vielleicht ein Hüetli. Die Buben aber müssen gar Nichts

haben, nur sie allein müsse Alles haben und wischte ihr liebkosend die Thränen ab.

Nun befahl das Kind, der Vater soll ihns zu Bette tragen, es wolle schlafen.

Er war sogleich bereit, hob Lise auf den Arm, nahm in die eine Hand die Lampe und wollte gehen.

Aber unter der Thüre begegneten ihm drei lustige Gesellen aus der Kohlgrub. Es war der Schneider Fabler, der Geiger Tänzler und der Käshändler Ficker, genannt Schellenunder, weil er all sein Hab und Gut verkärtlet hat und zu den Lumpen hinunter geschället worden ist.

Diese drei machten dem Krämer regelmäßige Abendbesuche, so oft er bei Hause war, und hatten allerlei Kurzweil bei ihm.

„Guten Abend, Herr Gemeindrath!" riefen sie ihm entgegen. „Wo naus, wo naus?" stießen ihn zurück, rumpelten in die Stube hinein und setzten sich zu Tische.

Lise winselte und zappelte und sagte, sie wolle noch ein wenig auf dem Ofen schlafen. Der Vater legte sie gleich hinauf.

Ach, das arme Kind hatte Gründe, die ihr Vater leider nicht merkte oder nicht merken wollte.

Dies war eine Abendgesellschaft, wie man solche unten und oben im Lande in hundert Häusern antrifft. Man versammelte sich zum Kartenspiel, es galt um Bränz, welches der Krämer selbst zur Genüge im Hause hatte. Das wäre noch nicht das Schlimmste, aber wenn der Branntwein auf dem Tische stand, so kamen gewöhnlich die Weiber der drei Gesellen und thaten, als ob sie ihre Männer nach Hause holen wollten, und dann mußten sie sich zum Trinken hinsetzen, wogegen sie sich auch nicht sonderlich wehrten. Das wäre abermals nicht das Schlimmste; aber dann begann nicht selten ein Gespräch von den schmutzigsten und unsittlichsten Reden und Antworten, wozu Lise's Vater stets den Ton angab; denn eine solche Unterhaltung gewährte ihm das

größte Vergnügen. Ja, viele Leute sagten von ihm: „Er sei ein Ufloth, wie er schwätze."

Und auf dem Ofen hinter dem Vorhang lag das unglückliche Liseli, schnarchte bisweilen, aber — es schlief nicht, hörte mit größter Aufmerksamkeit den seelenverderbenden Gesprächen zu, merkte sich Alles dies genau, und wenn es etwa einschlief, umgaukelten ihns allerlei wüste Bilder. — — —

Armes Kind, welch bittere Früchte wird dir einst noch solcher Saame tragen!!

Während diese Gesellschaft noch beisammen saß, war die Mutter wieder nach Hause gekommen. Gewöhnlich begab sie sich zu Bette ehe diese Leute auseinander gingen; denn sie blieben oft bis nach Mitternacht. Dies Mal aber blieb sie und machte sich Allerlei zu schaffen, bis die Gesellschaft fort war.

Dann setzte sich die Mutter vorn auf die Ofenbank, rieb mit den Händen an dem Ofen herum; der Vater saß bei Tische, das Kinn auf die Hand gestützt und rauchte. Es war Alles stille; die Mutter hustete ein paar Mal und dann fing sie an zu sagen und zu klagen, wie Lise ein gottloses Kind sei, wie es ihr weder in Güte noch in Böse folgen möge; wie es sie manchmal sogar auszänne und gegen sie schlage. Es könne die Buben nicht leiden und leidwerche ihnen, wo es nur immer möglich sei.

Ferner sei es ein gottloser Ruß, hocke und bocke in Allem herum und über Alles herein, habe den Kleidern nicht zum mindesten Sorg, als ob sie's nur von den Bäumen schütteln könnten und sie nichts kosten würden. Und wenn sie ihm Etwas abwehre, drohe es ihr gleich, es wolle es dem Vater sagen und der Vater müsse sie balgen.

Das sei eine himmelschreiende Sünde, rief die Mutter und fing laut zu weinen an, ein Kind so aufwachsen zu lassen. Sie wollte bald lieber der Herrgott würde es heute noch holen, denn sie sehe nichts Gutes mit ihm vor.

Da warf der Vater, zornentbrannt, die Pfeife auf den

Boden, schlug die Faust auf den Tisch, daß es krachte und Lise auf dem Ofen schreiend aus dem Schlafe fuhr. Das sei eine gotteslästerliche Rede, tobte er, während er Lise tröstend vom Ofen herab nahm und durch dessen Weinen noch eifriger gegen die Mutter wurde. Ja, das sei eine gotteslästerliche Rede von ihr, wiederholte er noch heftiger, während er das Kind auf den Knieen in Schlummer wiegte. Das Kind sei recht, sie könne es nur sonst nicht leiden und sehe jedes Stäubli an ihm. „Ja wohl! — der Herrgott soll's holen! —" Es nehme ihn Wunder, wie sie ein solch sündhaftes Wort dürfe zum Maul aus lassen. Will's Gott werde er noch viel Freude an dem Kinde erleben, gewiß mehr als an den stockigen Buben, den Göhlen und Schlänggen, die immer drein luegen wie Eselsköpfe und sich weder roden noch rühren können. Das Kind sei gescheid, manierlich und artig dazu.

„Ja, sauber manierlich," entgegnete etwas heftig die Mutter, „wenn es sich erfrecht, gegen die eigene Mutter zu schlagen, und sie auszuzännen, stündlich seine Brüder beleidigt und andere Kinder beschimpft und anspeit."

„Da mögen jene selbst Schuld sein," erwiderte der Vater noch heftiger. „Sie werden ihm wohl zuerst leidwerchen und dann thut es recht, wenn es sich wehrt. Der ist ein Narr, welcher gutmüthig Alles an sich kommen läßt."

„Wie man in den Wald hineinschreit, so schreit es wieder heraus," sprach die Mutter. „Es ist zehn Mal erwiesen, daß es wegen Salomeli die Wahrheit nicht gesagt hat. Ich kenne eben das Kind besser als du, muß mehr bei ihm sein. Es ist halt dein Augapfel, und die Buben sind dir ein Dorn darin. Am Ende mache aber mit ihm was du willst, hast's auf deinem Gewissen, ich muß es nicht verantworten."

„Das macht mer nüd angst," versetzte spöttisch lächelnd der Vater, und alsbald wurde sein ganzes Antlitz wie mit Wetterwolken überzogen. „Aber das sage ich dir, wenn ich wieder höre, daß du das Kind prügelst, so werde ich der

Hauen dann schon einen Stiel finden und dir einmal auf andere Manier zeigen, wo dure daß es gang." Die Mutter sagte noch ein Mal: „Hast's auf deinem Gewissen, ich muß es nicht verantworten," ging zur Thüre hinaus und begab sich zu Bette.

Lise schlief gar sanft und wohl an des Vaters Brust und wußte nicht, daß sich Vater und Mutter über ihr Glück und Unglück so heftig gezankt hatten. Wußte nicht, daß des Vaters Herz, an welches sie, ruhig schlummernd, ihr Ohr lehnte, ihr zum Unglück schlage, ihr verderbliche Wege weise und durch sein Dichten und Trachten den Grund lege zu ihren künftigen schweren Leiden.

Armes Kind, daß das Herz deines Vaters nicht mehr schlüge! — — oder, daß dein Leben so nahe am Auslöschen wäre, wie das Lämplein, das neben dir brennt, dem es an Oel gebricht! — — Doch unserm Herrgott sind alle Menschen lieb; seine Wege sind unerforschlich, er wird auch dich weder vergessen noch versäumen.

Stumm und in sich gekehrt saß der Vater noch da, sein geliebtes, schlafendes Kind sanft in den Armen haltend. Auf allen seinen Zügen drückte sich innere Unruhe, Verdruß und Unmuth aus und tiefer Zorn zuckte durch all seine Glieder.

Die Stille der Nacht bot ihm Gelegenheit, über sein Recht oder Unrecht nachzudenken; aber er war zu aufgeregt und sein Gemüth von der Sünde zu sehr verfinstert, als daß er diese wichtige Angelegenheit von geistiger Seite hätte zu erfassen vermögen.

Bei allem Hin- und Hersinnen fand er immer, das Kind sei schön, gescheid, wohl gestaltet, lustig — und die Mutter habe in allen Dingen ganz und gar Unrecht. Er dürfe bestimmt hoffen, daß das Kind mit seinen guten Eigenschaften noch großes Glück machen werde. Eine reiche, honette Heirath werde ihm seiner Zeit nicht fehlen. Und zu diesem Zwecke werde er auch alles Mögliche thun und kein Opfer scheuen.

Von den Buben aber habe er wenig Gutes zu hoffen; die seien Hallunken. Es wäre gut, wenn nur diese der Herrgott holen würde, sie könnten im Himmel oben eher am Platz sein, als hinieden auf Erden.

So dachte der Vater und trug endlich das schlummernde Kind zu Bette. Er aber konnte den Schlaf lange nicht finden und wälzte sich unruhig auf seinem Lager herum.

Es wird Einem doch gar nicht wohl bei diesen Leuten da unten in der Felshalden, und wenn sie auch schon Geld haben und in ziemlichem Wohlstand leben. Wir wären viel lieber auf der Matt oben bei dem stillen Jörrli, der armen Marei und dem guten Salomeli.

Diese schlafen ganz ruhig; in ihren armen Bettlein ist ihnen weit baser als den Leuten in der Felshalden. Jene schlafen eben noch nicht, wenigstens Vater und Mutter noch nicht, denn sie haben im Zorn und Unfrieden den Tag beschlossen und haben auch nicht gebetet.

Fünftes Kapitel.

Wie reger Fleiß und weise Sparsamkeit viel Glück und Segen bringen.

Lise und Salome sind in dieser Zeit jedes um zehn Jahre älter und etwa um anderthalb Schuh größer geworden.

Nun sind sie eben keine Kinder mehr, sondern Töchter des Landes; jede zählt ihre achtzehn Jahre.

In zehn Jahren kann viel geschehen, wie oft in einer einzigen Woche oder an einem einzigen Tage viel geschieht.

So wird der geneigte Leser wohl gerne vernehmen wollen, wie es jetzt wieder um diese beiden Mädchen stehe, ob Salomeli gut geblieben und Lise besser geworden sei. Er soll es gleich erfahren.

Wo sollen wir aber zuerst einkehren? Ich denke, beim Salomeli; wir haben ihns ja auch zuerst verlassen. Es war ja ein gar liebes Kind, hatte eine besonders brave Mutter und einen guten Vater.

Nun befinden wir uns wieder auf der Matt und haben zu diesem Besuche einen herrlichen Frühlingsmorgen gewählt. Zwar ist es noch nicht überall obber. Auf den Wiesenhügeln herum liegen noch hie und da gar dichte, lange Schneemaden, denn der Winter bleibt außerordentlich gern im Sternenberg, und wenn man meint — jetzt nimmt er den Thürnagel in die Hand und wird verreisen — kehrt er nur wieder um, setzt sich, stöbert und schnaubet und will mit keinem Lieb von hinnen gehen.

Aber heute grünen und blühen Wiesen und Waiden, Himmel und Erde lachen Einen an und Alles scheint sich zu freuen, was Leben und Odem hat.

Wie ringsum die fernen Berge so lieblich blau uud lauter sind! Wie die weißen Häuschen am Uetli und Albis im Sonnenschein glänzen und man meint, dort wäre ein Paradies und es müsse allen jenen Leuten himmlisch wohl sein.

Wir kommen auf ebenem, trockenem Wege an Mutter Mareiens Gärtchen vorbei. Es ist schon geordnet und angepflanzt. Der Johannesbeerstrauch grünet im vollen Laub und rings herum blühen rothe Maßliebchen, Schlüsselblümchen und gelbe Lilien.

Um das Häuschen herum ist Alles recht schön und Alles in gehöriger Ordnung, und das gibt dem alten Häuschen einen nagelneuen Schein. Wir kehren ein, und — guten Tag Salomeli! Ei, wie ist das Kind gewachsen! Wie hat es so hübsche, rosenrothe Backen und runde Arme! Schöne, blonde Zöpfe, glitzerig und lang, gehen ihm gar zwei Mal um die Stirne, als ob's einen Kranz auf hätte. Und wie nett und sauber es gekleidet ist! Schneeweiße, aufgestreifte

Hemdärmel, blauen Rock mit weißen Blümchen, weiß und roth gestreifte Schürze und ein buntes Halstuch. Alles recht artig und doch nicht hoffärtig.

Ja, das ist doch ein recht braves Maidli geworden, das arme Salomeli.

Und sehet! wir hätten es fast vergessen, es wibt, und zwar an einem nagelneuen, gut eingerichteten Webstuhl. Es wibt überaus fleißig und macht Tuch wie Seide. Sehet nur, es hat kein Unthötli darin, weder Zysen noch Fädenbrüch und dergleichen Fehler.

Und ihm gegenüber wibt die Mutter, eben so fleißig und eben so treu wie vor zehn Jahren. Auch sähe es ihr Niemand an, daß sie nun um zehn Jahre älter wäre. In Gesicht und Kleidung ist sie noch die gleiche, ordentliche und gute Marei. Vielleicht sieht sie auch deßwegen noch so jung und munter aus, weil sie so brav und arbeitsam ist.

In dieser Zeit hat sie eben Salomeli weben gelehrt, sagt, es habe Alles recht ordentlich begriffen, webe, mit Gesundheit, Woche für Woche zwei Stuck oder neunzig Ellen und helfe ihr brav verdienen. Zudem habe sie ihns noch kochen, waschen und flicken gelehrt. Denn es sei traurig, wie es viele Webermaidli gebe, die nicht im Stande wären, ein Hemd zu waschen, noch eine Brüehe zu kochen oder einen Stich zu nähen. Und wenn solche einmal in den Ehstand treten, führen sie nicht selten ihr Hauswesen zum größten Nachtheil.

Ferner erzählt sie, „daß der Vater nun auch etwas mehr „verdiene mit seim Kröhli; denn seit Salomeli webe, könne „er immer um Baar einkaufen und bekomme dann Alles „wohlfeiler."

In ihrem ganzen Leben haben sie es noch nie so schön gehabt, wie jetzt. Wenn sie nur der Herrgott gesund lasse, wie gerne wollen sie bei ihrem Sächli zufrieden sein und beten und arbeiten. Freilich koste es sie auch wieder viel; denn auf Pfingsten werde Salomeli konfirmirt. Nun, sie habe aber schon ordentlich drauf hin gesorgt, im Leiblichen

wie im Geistlichen. Salomeli könne schreiben, lesen und beten und sein Spargeld vermehre sich mit jeder Woche.

Wir denken: Mutter Marei werde doch wills Gott nicht etwa lügen? — Wir werden ihr aber schon nachfragen.

Wenn uns der Schein nicht trügt, so haben sich die ökonomischen Umstände dieser Leute wirklich sehr gebessert.

Das Stübchen sieht nicht halb so ärmlich mehr aus, als wie vor zehn Jahren. Es hat sogar neue Fenster und einen neuen Stubenboden. Und dieser ist fürwahr weiß gefägt und die Fensterscheiben sind so lauter, wie klares Wasser. Und wie artig! auf dem Gesimse steht in jeder Ecke ein Geranium in einem braunen Häfelein, und an der Wand, beim Webstuhl der Mutter, hängt sogar ein Bild in Rahm und Glas. Es ist ein gar schön gemalter Blumenkranz und in demselben ein schöner Neujahrswunsch, den Salomeli seinen lieben Eltern mit eigener Hand geschrieben hatte. Die Mutter sagt, sie gäbe das Portrait nicht um hundert Gulden. Kurz, in der ganzen Stube sieht Alles recht heimelig und sauber aus; in der Küche ebenfalls. Alles Geschirr ist reinlich und jedes hängt oder steht am seinem gehörigen Platz.

Und wenn wir in die Kammer hinauf kommen, müssen wir staunen. Salomeli hat gar kein so armseliges Bettlein mehr, sondern ein recht artiges einschläfiges Bett. Eine Federdecke mit blau gestreiftem Anzug. In Pfulmen und Kissen hat es aber noch keine Federn, sondern nur leichtes Habergüßel. Salomeli sagt: es schlafe so gut darauf, wie auf Federn, und es sei erst noch gut für's Zahnweh.

Auch der Eltern Bett ist nicht mehr so elend, es ist gerade wie Salomelis Bett. Gott Lob und Dank, daß es diese Leute etwas leichter und besser haben!

Die Mutter öffnet uns noch den Kasten und zeigt uns fürwahr ein halbes Dutzet neue Hemden und eben so viele buntgestreifte Schooßen, die sie selbst gewoben hat, und Alles dieß für Salomeli.

Auch liegt ein gar hübsches Testament mit Goldschnitt

wohl verwahrt im Kasten, das Salomeli von seiner Gotte bekommen hat. Das müsse es dann zum ersten Mal mit in die Kirche nehmen, wenn es zum heiligen Nachtmal gehe.

„Aber," wird vielleicht da oder dort eine Frau fragen, „wie ist denn Mutter Marei zu so vielen Hemden, Schooßen „und Bettanzügen gekommen? — Ja, ja, sie ist halt eine „Weberin und hat gewiß Garn und Resten so heimlich für „sich behalten." Bhüet is Gott nei! Marei ist auf offenem, ehrlichem Wege zu dem Allem gekommen; denn wer fleißig und haushälterisch ist, kann gar Manches erübrigen, was viele andere Weiber verschlurzen und verplaudern, die stets das verderbliche Sprichwort im Munde führen: „Hä-n-ih möge ko bis uff das, wirds mih weder richer noh ärmer mache," und lassen dann tausend kleine, brauchbare Sachen zu Grunde gehen, was in zehn Jahren entweder großen Gewinn oder großen Verlurst in eine Haushaltung bringen kann. Und wenn solche Leute drei bis vier Stunden mit Plaudern und Schwatzen müßig zugebracht und immer noch Lust zum Schwatzen haben, kommen sie mit einem andern Sprüchwort: „Hät d'Kuh de Chübel umgschlage, so ghei sie d'Gelte-n-auh noh um," fangen wieder von vorne an und füllen den ganzen halben Tag mit Faullenzen aus. Das gibt in zehn Jahren manchen halben Tag, und diese werden zu ganzen, zu Wochen, Monaten und Jahren.

So machte es eben Mutter Marei nicht. Und weil sie bei Fleiß und Sparsamkeit auch mehr gewann, so machte sie es mit jenen Hemden und Schooßen einfach so: Sie kaufte vom Fabrikanten Garn und ließ es färben; dann ließ sie wieder bald an diesem, bald an jenem Stuck einige Ellen anzetteln, und wob dann die starken, buntgestreiften Schooßen und Bettanzüge. Auf ähnliche Weise ging es auch mit den Hemden.

Weiter öffnet uns die Mutter noch einen großen Trog und dieser ist ganz voll von gedörrten Erdäpfeln, welche sie in diesen Jahren aufgespart habe, und sie kann nicht genug

sagen, wie froh sie darüber sei; denn wenn der Herrgott eine Theurung schicken würde, so hätte sie doch auch Etwas im Vorrath. Sie habe aber zu diesem Zwecke gewiß jedes Bröcklein aufgehoben. Und darin hat sie aber auch vollkommen Recht. Es gibt Tausende, welche fleißig arbeiten können, aber nicht zu hausen und zu sparen verstehen, die auch bei reichlichem Verdienst immer hintennach bleiben und in der Klemme stecken.

Ja, ja, Mutter Marei ist halt eine verständige Hausfrau und manche Tochter könnte fast mehr Nützliches bei ihr lernen, als wenn sie ins Welschland geht.

„Aber Mutter Marei muß doch gewiß leichtsinnig in den Ehstand getreten sein," wird vielleicht der geneigte Leser fragen, „da sie ja kaum ein Bett hatte und selbst ihr Kind gleichsam nur auf Stroh legen mußte?" Das ließe sich richtig vermuthen; aber dem ist nicht so. Jörrli und Marei waren als ledig eben so häuslich und sparsam und brachten Alles zusammen, was in eine solch einfache Haushaltung gehört. Aber bald darauf kamen die schrecklichen Hungerjahre von 1816 und 17. Marei hatte damals zwei kleine Kinder. Sie gehörten zu den Stillarmen, wollten nicht betteln gehen und mußten deßwegen unsäglich leiden. Um sich und ihre Kinder vom Hungertode zu retten, mußten sie Bett und Kleider und Hausgeräthe verkaufen und verpfänden, und mancher Wucherer hatte schändlich an ihnen gehandelt.

O, es gibt in dieser Gegend so viele stillarme Haushaltungen, die ihr Brod mit Thränen essen und Alles entbehren, um bei Ehre und gutem Namen zu bleiben, gegen welche nicht selten Fabrik- und Zinsherren noch sehr hart sind. Wahrlich, der Bettler vor der Thüre hat, im Vergleich mit solchen Leuten, ein tägliches Wohlleben.

Sechstes Kapitel.

Wie Mutter Marei ihrem Salomeli um einen guten Gespanen sorgt.

Es gibt immer noch so viele Eltern, welche sich gar wenig darum bekümmern, wohin ihre Kinder gehen und mit wem sie Freundschaft machen, nicht bedenkend, daß man bei guten Leuten gut und bei bösen leicht böse werden könne.

Mutter Matei aber war diese wichtige Sache nicht gleichgültig, sie sorgte ihrem guten Salomeli auch um einen guten Gespanen und fand denselben in Ehgaumers Anneli im Bogen, einem guten, braven Maidli von Salomelis Alter. Beide gewannen einander recht lieb; denn Gleiches und Gleiches gesellt sich gern, und Freud und Leid des Einen, war auch Freud und Leid des Andern.

Fast jeden Sonntag gingen sie in Begleit ihrer Eltern zur Kirche, und wenn sie nach Hause kamen, mußten sie auch Etwas aus der Predigt erzählen.

Aber das müssen wir sagen: Anneli und Salomeli konnten nicht tanzen und hatten bisher auch noch keine Trinkstage besucht, höchstens den Baumer Markt. Aber dann kauften sie keine Gänggeliwaar, sondern etwas Rechtes und Anständiges und gingen auch bei Tagheitere nach Hause.

Das war jedenfalls schöner und brachte auch den Eltern viel mehr Ruhm, als wenn sie gethan hätten wie viele Mädchen thun, die an solchen Tagen oft Nachts um elf Uhr noch nicht zu Hause sind. Sie würden aber nicht so lange ausbleiben, wenn ihre Eltern so gut wären wie Vater Jörrli und Mutter Marei.

Siebentes Kapitel.

Wie Salomelis Rappen und Schillinge zu Thalern und Dublonen werden.

So eben begegnet uns Salomelis Fabrikant. Wir wollen ihn doch fragen, ob Marei und Salomeli ihm wirklich

immer noch so treu arbeiten. Er sagt ja, und wünscht, wenn nur alle seine Weber und Spuhler so aufrichtig wären; dann hätte Jedes mehr und auch er würde mehr haben.

Jedoch habe das gute Beispiel von Marei und Salomeli einige seiner Arbeiter zu treuerer Gesinnung gebracht. Er müsse sagen, Gott Lob und Dank, und wünsche von ganzem Herzen, daß bald recht Viele auf den Weg der Redlichkeit zurückkehren möchten.

Auch erzählt er uns, wie ihm Mutter Marei vor ungefähr fünf Jahren schon Salomelis Spargeld zur Besorgung übergeben und noch wöchentliche Beiträge geliefert habe. Er habe das Geld an Zins genommen und schon seien 40 Gulden beisammen. So sehe man, wie nur schillingweise mit der Zeit eine ordentliche Summe zusammen gebracht werden könne.

Es seien doch 40 Gulden und die Mutter hätte all dies Geld mit dem Kinde verzückerle und verbrombeerle können, wie es hundert andere Mütter gemacht hätten, und wäre dadurch kein Rappen erspart worden. Im Gegentheil, das Kind wäre vielleicht eine glustige, faule Schleckeri geworden und würde allerlei schlechte Sachen machen. So seien sie für ihr Rechtthun hundertfältig belohnt.

Ferner sagt er, wie die verständige Marei auch bei der besten Zeit immer weislich gespart habe, und habe nicht mehr für sich gebraucht, als bei der schlechtesten Zeit. Sie habe es nicht gemacht wie tausend Andere, die, wenn viel zu verdienen sei, dann desto mehr verbrauchen, und dann, wenn die Zeiten wieder schlecht werden, nichts haben als Schulden und wieder Schulden. Es gebe halt Nichts über brav und verständig Leut, sagt er, und da hat er auch vollkommen Recht.

Achtes Kapitel.

Was ein Mensch wird, wenn er nicht beten und nicht arbeiten gelernt hat.

Nun kehren wir Felshalden zu und wollen Lise besuchen. Dies Mal gehen wir aber bei Tag, denn der Weg dahin ist ein wenig ungut, man könnte bei Nacht bös fallen.

Wir glauben, auch hier werde nicht Alles beim Alten geblieben sein. Entweder ist's besser oder schlimmer geworden; stille stehen kann man nicht, weder im Guten noch im Bösen.

Gebe Gott, daß Alles freundlicher, friedlicher und verständiger sei, als vor zehn Jahren. Da unten sieht's jedenfalls etwas lieblicher aus, als wenn's Nacht ist und Nebel hat.

Jetzt ist's aber auch Frühling und ein herrlicher Nachmittag. Der kleine runde Himmel über uns ist veilchenblau und die Sonne, wie lauteres Gold, scheint lieblich durch hellgrüne Buchen und großblätterigen Ahorn. Das Wiesenthälchen ist voll Blumen, eine frischer und hübscher als die andere. An dem muntern Bächlein hin zieht sich eine bunte Kette von großen, schönen Wasserlilien, Schlüsselblümchen und Vergißmeinnicht. Und vor dem Gesang der Vögel, dem Ruf des Gugu, dem Geschrei der Heher im Walde und der tanzenden Weihen hoch in blauer Luft, hört man fast sein eigen Wort nicht mehr.

Das ist denn wahr, der Frühling verstehts doch meisterhaft, Freudenfeste zu feiern, fürwahr noch besser und wohlfeiler, als die Basler bei ihrem großen Schützenfest. Und wer sich jetzt nicht freuen kann oder mag, dem muß in allweg Etwas fehlen.

Wir kommen zu der Hausthüre bei Lises Wohnung. Hier sieht's eben nicht gar freundlich aus. Es ist sonst überall trocken; aber da muß man Sorg, Sorg haben, daß man nicht verbrühe und die Schuhe voll Mistwasser kriege.

Und wer etwa nicht „styge“ kann, könnt's hier lernen. Kreuz und quer liegen Krücken und Stangen, Schüefi und Mistgable, Rechenstiel und Stoßbänne, Körb und Kräze ꝛc. ꝛc. im Wege, und über dies Alles hinaus gelangt man zur Haus- und zur Stubenthüre.

Wir treten hinein — aber keine Seele ist da. — Der Tausend! auch hier ein neuer Webstuhl! Gehört er wol Lise, oder einem der Buben. Aber wo sind die Leute, da sie Alles im Stiche lassen und davon laufen? — Hat ein Unglück oder eine wichtige Arbeit sie weggerufen? Noch befinden sich vom Mittagessen her Schüssel, Platten, Löffel und Salzbecher auf dem Tisch, und Erdäpfel und Erdäpfelhülsen liegen auf Tisch und Bänken und auf dem Boden herum. Die Stube scheint ein Vierteljahr nicht mehr gekehrt worden zu sein. Sonntags- und Werktagskleider liegen und hängen in jedem Winkel herum. Die Bänke voll Strümpf und der Boden voll Schuh. Nichts gewaschen, Nichts gefägt und die Fensterscheiben haben von Schlichte und Fliegenkoth wie einen natürlichen Besenwurf.

Kurz, wir mögen nicht weiter zeichnen. Es sieht hier gottserbärmlich aus, viel böser als vor zehn Jahren.

Betrachten wir noch den Webestuhl, so harmonirt auch hier Alles mit dem Uebrigen. Eine Menge zerrissener Fäden im Zettel hangen von allen Seiten herab wie das Werg an der Kunkel.

Das Tuch am Spannpläz ist gottloses Tuch: nichts als Unterschüß, Ueberschüß, Zyse, Fädenbrüch, Dreier, Wahlen ꝛc. ꝛc. Kurz — Säutuch! Und erst ist noch an ein paar Orten das End ausgesprengt. Entweder ist's eine faule Werpfe oder ein fauler Weber. Solches Tuch kann gewiß kein Mensch verkaufen, wir nähmen's nicht geschenkt.

Sehen wir weiter nach, finden wir am ganzen Webstuhl kein rechtes und passendes Schnüerli. An der einen Trette ist ein Lederriemchen und an der andern etwas von einer Läßerbinde. Am Geschirr sind Haarschnüre, Treibschnüre,

Geigensaiten und Döchten; am Schlinggger Hälsligstuck, Jüppensäum und Strumpfbändel 2c. 2c.

Was soll aber das bedeuten? — Am rechten vordern Stüdli hängt ein Spiegelein, so daß der Weber oder die Weberin während der Arbeit bequem hinein schauen kann.

Auf dem Sitzbank befindet sich neben dem Poppinendrückli ein gar schönes Putzschächtelein, und wenn wir's öffnen, hat's Allerlei darin: Pommade, wohlriechende Seife, Zahnbürsten, Haarbürsten, Haarnadeln, Läusstrehl, Richtstrehl und andere Strehle klein und groß. Auch Fingerring, Ohrringe, Stecknadeln; kurz Allerlei, worüber man staunen und denken muß: das schicke sich doch nicht gar wohl zum Webstuhl und in eine solche „Sauornig" hinein.

Wir möchten doch wissen, wer hier webe, oder vielmehr, wer hier faullenze.

Ist denn auch gar Niemand zu Hause? — Horch! — da regt sich Jemand hinterm Vorhang, auf dem Ofentritt —, hustet, und zwar sehr trocken und rauh. Es kriecht langsam hervor — eine trübselige, blasse und kränkliche Gestalt! Es ist Lises Mutter. — Zitternd und keuchend setzt sie sich auf die Ofenbank, legt müde und matt die magern Hände kreuzweis in den Schooß und seufzet: „Wo doch das Kind wohl sein mag? — Habe gemeint es mache auch ein wenig Ordnung und räume auf; aber weiß der Herrgott wo sie wieder hin ist. Ich mag nicht mehr nachkommen und sie will mir nichts helfen, thut was es gern will und fragt mir nichts nach. Der Vater ist halt ihr Verderben, und beide bringen mich ins Grab." Langt das Nastuch hervor und wischt sich die hellen Thränen ab. „Wenn ich's nur schon überwunden hätt'!" fährt sie klagend fort, „und ich die beiden Buben mit mir ins Grab nehmen könnte! Ach, wie draußen die Vögel singen, die Wiesen grünen, die Blumen blühen und die Sonne scheint, und mir ist es so weh, zum Sterben weh!" Arme Mutter, du könntest einen recht traurig machen.

„Ach, wenn meine Lise so brav wäre wie Salomeli auf

der Matt," fängt sie wieder an, „dann wäre ich sicher nicht krank, ich würde gesund und recht glücklich sein. Aber dort gehts eben besser als bei uns. Jene Leute sind wohl arm, aber sie leben im Frieden und der Frieden nährt Gut und Blut. Aber unsere Haushaltung ist traurig getrennt und der Unfrieden verzehrt Gut und Blut. Ich habe meine Liebe zu Lise verloren und der Vater seine Liebe zu den Buben. Beides ist Sünde, das fühle ich wohl, und raubt uns Glück und Segen. Könnte aber auch nicht sagen, daß ich meine Pflicht an den Buben gethan hätte; ich ließ ihnen manchen Fehler gelten, nur deßwegen, weil sie der Vater und Lise immer zanken. Aber Lise ist ein böses, böses Kind; eitel wie ein Pfau und eine Schleckerin, sie gäbe den letzten Schilling um Zucker und der Vater gibt ihr heimlich Geld, so viel sie verlangt. Du lieber Gott, wie wird es unserm Haus noch ergehen? — Dann mag und weiß Lise nicht zu arbeiten, und was mir noch am meisten Kummer macht, sie rennt an alle Märkte und Tanzanläße, lauft den Buben nach und der Vater wehrt ihr's nicht ab, hat sogar seine Freude daran, wenn sie mit den jungen Burschen recht wüst thut und herumgohlet.

Ich ließ sie weben lernen, damit sie auch Etwas könne und Etwas verdiene. Aber, du lieber Gott! wenn ich meine, sie sitze an der Arbeit, so schaut sie in den Spiegel und strehlt und kräust die Haare, seift und wascht sich mehr als zwanzig Mal im Tag oder sie läuft in die Kohlgrube hinab zu ihrem Gespanen, der leichtsinnigen Chlefe und sie besprechen sich, wo sie das nächste Mal tanzen könnten oder welche Knaben sie am liebsten sehen und hätten und was für Kleider sie auf's Bhören (Konfirmiren) haben wollen. An die große Wichtigkeit ihres Taufgelübdes aber denken sie nicht.

Und was die Hausgeschäfte betrifft, von denen mag sie nur gar nichts wissen. Sie will weder waschen, noch kochen, noch nähen und meint, dazu sei sie zu vornehm. Und einen solchen Geist hat ihr ihr eigener Vater eingepflanzt. Mein

Gott, wie wird's noch herauskommen und was werden wir an unserm Kinde erleben müssen! — Ach, wie die Vögel singen, die Blumen blühen und die Sonne scheint — und ich — ich muß so traurig sein!" Sie blickte in Thränen in die schöne Frühlingswelt hinaus, faltete die Hände und betete still.

So trauerte und klagte eine Mutter über ihr eigen Kind — um der Sünde willen.

Neuntes Kapitel.

Ein empörender, herzbrechender Vorfall.

Ei! da kommt gewiß ein honettes, züchtiges und gar liebsames Frauenzimmer den Wiesenrain herauf, geht so artig und abgemessen, wie's nicht schöner sein könnte. Die hat sich wahrscheinlich hieher verirrt; es kann nicht anders sein. — Und wie wir so denken, du lieber Gott, so ist es Lise! und die tritt gar rasch und g'meisterig herein, gumpet über Stecken, Schuhe und Schlirpen vorwärts bis zum Spiegel, der unter allem Hausgeräth allein reinlich gehalten ist, schaut eiligst hinein und denkt: „So habe ich ausgesehen in der Kohlgrub und auf dem Wege bis hieher. Der Schneidergesell hat mich gewiß gern gesehen, — ich ihn aber auch; und am Maisonntag geht's zum Tanz, hinüber ins Thurgau. Heißa! wie freut's mih druf!"

Fürwahr, wir hätten Lise fast nicht mehr gekannt, wenn sie sich durch ihr altes Thun und Treiben nicht zu erkennen gegeben hätte. Sie ist wohl mehr als anderthalb Schuh größer als vor zehn Jahren, ist wohl gestaltet und schlank wie eine Wespe. Aber sie hat die rothen Backen ein wenig verloren; auch sind ihre Zähne nicht mehr so frisch, sie sind gelb, braun und schwarz wie Zuckerzeug, und die Augen liegen etwas tief, sind wässerig und trüb. Sie hat sich äußerlich gar sehr verändert, und wie sie inwendig aussieht, hat uns theilweise ihre Mutter berichtet.

Wir könnten zwar nicht sagen: „Außen fix und innen nix," es ist recht viel in ihr. In Salomeli aber auch, nur nicht das Gleiche, was hier einen himmelweiten Unterschied macht. Man muß sich ärgern und doch fast lachen, wenn wir das hoffärtige Jüngferchen betrachten und dann die „Sauornig" um sie herum.

Aber so machen's diese Zuckerdrückli; sie haben immer vollauf zu strehlen und zu putzen an sich selbst und finden dann zur Arbeit und zu den nothwendigsten Hausgeschäften keine Zeit mehr.

Ja, so siehts doch recht spöttisch aus und man meinte, ein solches Mensch sollte sich in die Seele hinein schämen, wenn jemand Fremder in die Stube käme und eine so ekelhafte Unreinlichkeit anträfe.

Aber wie gesagt: Putz und Eitelkeit und der Sturm von Heirathsgedanken machen sie für alles Gute und Nützliche blind und gleichgültig. Und solche Mädchen gibt es im Ueberfluß, fast so viel wie Maikäfer. Die bescheidenen und braven Salomeli aber, die sind so dünn gesäet, daß man viele tausend Schritte gehen muß, bis man wieder eins findet.

Doch, wir wollen hoffen, die verbesserten Volksschulen werden mit der Zeit noch recht viel so gute Salomeli erwecken, und dann werden diese Salomeli nicht bloß das Volksleben, sondern, was fast unmöglich scheint, sogar auch das Staatsleben mittelbar verschönern. Es wachsen und gedeihen die guten Salomeli!! —

Lise hat noch immer Geschäfte am Spiegel —; das muntere Vögeli drehet das Köpfchen nach links und rechts und heftet und güflet auf allen Seiten.

„Um tausend Gottes Willen," fängt die Mutter in sanftem Tone an, „Lise, mache doch, daß die Stube auch einmal in Ordnung komme. Höre, es läutet schon Vesper im Sternenberg und du hast noch keinen Werkstreich gethan; hast nur den Löffel abgelegt und bist davongelaufen. Weißt du denn nicht, daß die Buben beim Vater in Schaffhausen

auf dem Markt sind und ich allein bin und krank dazu? — — Hörst, wie die Kühe brüllen und stampfen? Hast ihnen, scheint's, nicht einmal das Mittagfutter gegeben? Und wann? — um Gottes willen, wann willst du auch einmal deine Werpfe abweben? — das ist nun schon die siebente Woche, seit du sie aufgewunden hast und noch sind kaum drei Ellen daran gewoben. Bedenkst du nicht, was du uns auf Pfingsten kosten wirst und welch eine wichtige Zeit du vor dir hast? und willst weder beten noch arbeiten. Siehst, Kind, wenn du so fortfährst, wird das Unglück über dich und uns hereinbrechen, wie ein Dieb in der Nacht."

Lise war indeß vor Zorn und Aerger feuerroth geworden und hatte die hübschen Backen wieder bekommen, stampfte den Boden, warf ein paar Schemmel um und schrie: „Geht der Teufels Lärm wieder an, so bald ich dir unter die Augen komme? Ich wollte der Satan nähme noch heute den Webstuhl und d' Küeh und Alles mit einand, so hörte das verflucht Kiffle-n-und Strite einmal auf. So eine gottlose, verdammte Werpfe bringt kein Mensch ab"; fing dann an zu heulen und zu rasen, sprang hinaus und warf die Thüre so heftig hinter sich zu, daß das Oelstytzli von dem Lädeli herunter fiel und der ganze Inhalt desselben auf den Boden floß. Im Futtertenn gabelte sie herum wie besessen und schalt die Kühe recht tüchtig aus, „sie haben alleweil d'Läffer offen und brüelen wie Stiere."

Die Mutter keuchte zur Thüre hin, kniete nieder und wollte das Oel aufnehmen. Lise aber kam indeß urplötzlich wieder herein geschnurrt und schlug unversehens der kranken Mutter die Thüre so sehr an den Kopf, daß sie ohnmächtig zu Boden fiel.

Lise erschrak jedoch und wurde ein wenig blaß, als sie die Mutter so da liegen sah, war aber nicht gleich bereit, sie aufzuheben, sondern die Leichtsinnige stellte sich an den Webstuhl. So gleichgültig war das Kind gegen die eigene Mutter. Als aber die Mutter immer nicht aufstehen wollte,

ging sie endlich doch hin, bückte sich über sie und fragte in barschem Tone: „Fehlt dir Etwas?" — Die Mutter gab keine Antwort, war todtblaß und schwitzte. Da sprang das Mädchen ängstlich über sie weg und rief des Nachbar Heiris Frau, die alte Kathrine um Hülfe. Diese kam sogleich und fand die kranke Mutter bewußtlos da liegen. Weidlich spritzte sie ihr kaltes Wasser ins Gesicht, befahl Lise, ihr Riechfläschchen herzugeben, was gleich geschah, und hielt es der Mutter vor die Nase.

Hierauf erholte sie sich bald wieder — Lise bereitete ihr ein Bett auf der Ofenbank und man legte sie darauf hin.

Sie klagte sehr über Kopfschmerzen, besonders in der Gegend des linken Schlafes, wohin sie eben die schwere Thüre getroffen hatte.

Mit schmerzvollem Blicke sah sie Lise an, als wollte sie sagen, du wirst deine Mutter frühe zu Grabe bringen; fand aber kaum bemerkbare Züge von Reue und Mitleid bei ihr, was sie auch deutlich zu verstehen gab, denn sie suchte eher von dem Bette der Mutter weg zu kommen, als helfend und sorgend da zu bleiben.

Kathrine wollte ihren Mann, den Heiri, nach dem Arzt schicken. Die Mutter aber wollte es nicht zugeben, indem er wahrscheinlich heute oder doch gewiß morgen sie besuchen werde, dagegen bat sie Kathrine, daß sie doch heute bei ihr bleiben und sie pflegen möchte, wozu diese auch gerne bereit war. Lise aber soll in den Höhstock hinauf gehen und ihr den Bruder holen. Der Ernst, mit welchem sie dies sagte, ließ so fast vermuthen, daß sie diesem eine wichtige Angelegenheit anzuvertrauen hätte.

Lise ging recht gerne, denn Nichts war ihr so angenehm, als in der Welt herum zu gehen und den Leuten zu zeigen, wie sie eine schöne Jungfer sei.

Nachdem sie sich noch zehn und zwanzig Mal vor dem Spiegel gedreht und gepützlet hatte, ging sie zur Thüre hin-

aus und die Mutter rief ihr mit schwacher Stimme nach, sie soll doch bald wieder kommen.

Und als die Mutter bei Kathrine allein war, fing sie recht bitterlich an zu weinen und sagte, sie wolle ihr Herz doch auch noch recht ausschütten, ehe sie sterbe. Hierauf entdeckte sie Kathrine ihren ganzen Kummer wegen Lise und dem Vater, welch trauriges und kreuzvolles Leben sie in ihrer Haushaltung habe, und klagte ihr tief betrübt alles, was sie kurz vorher sich selbst geklagt hatte, und fühlte sich wirklich etwas leichter ums Herz, um so mehr, weil sie wußte, daß Kathrine verschwiegen sei und von alldem keinen weitern Gebrauch mache.

Kathrine weinte mit ihr, zollte ihr die aufrichtigste Theilnahme und suchte sie so gut als möglich zu trösten.

„Ach," sagte die Mutter, „wenn das Herz fast bis zum Zerspringen voll ist, will es nicht mehr genügen, wenn wir tief verborgen unser Leiden nur Gott allein klagen. Ach, es thut so wohl, wenn Angst und Sorge uns drücken und wir dann eine treue Seele finden, der wir unsern Schmerz zutraulich offenbaren dürfen. Theilte ja Christus selbst seinen vertrauten Jüngern den Kummer seiner Seele über sein bevorstehendes Leiden mit und seufzte: „Wie ist mir so bang, „bis meine Taufe, womit ich getaufet werde, vorüber sein „wird."

„Ja," erwiederte theilnehmend Kathrine, „könnte ich dich nur so ganz beruhigen, wie ich es wünschte." Sie benahm sich aber hierin weit verständiger, als es manche andere Frau gemacht hätte. Sie wußte in Wahrheit noch viel mehr Böses von Lise, als die Mutter, wußte wie sie bei Chlese in der Kohlgrube oft Gastereien anstelle, wie sich da Jungs und Alts einfinde und auf Kosten der Lise fressen und saufen, wie Chlefes Mutter, die schlimme Mädle, dann der Lise zu lieb junge Bursche und Mädchen einlade und ihnen heimliche Winkel anweise in der Kammer oben und im Geißenstall draußen, wie Lise manchmal 2 bis 3 Gulden in einer Nacht

verbraucht habe, um nach all ihren Neigungen Vergnügen und Freude zu haben. Aber das wollte sie der schon mehr als gekränkten Mutter nicht offenbaren, um ihr den Rest ihres Lebens nicht noch bitterer zu machen, zumal für Lise dadurch nichts gewonnen worden wäre.

Endlich bat die Mutter, Kathrine möchte sich einen guten Kaffe bereiten, vielleicht werde auch sie eine Tasse voll trinken; es habe frisches Brod, Anken und Eier; sie könne dann noch Eiertünkli machen; auch möchte sie dem Heiri sagen, er soll doch diesen Abend für ihr Vieh sorgen.

„Ach!" seufzte sie, „wir hätten sonst Alles genug, aber Frieden und Frömmigkeit fehlen uns; und so mangelt unserm Glück das wahre Fundament; es wird darum nicht in die Länge halten.

Kathrine that nun Alles, was ihr die Mutter befohlen hatte und räumte inzwischen ein wenig auf, denn sie war eine ordnungsliebende Frau.

Zehntes Kapitel.

Was die kranke Mutter ihrem Bruder zu entdecken hatte.

Lise war noch nicht lange fort, so sah die Mutter schon oft und viel nach dem Fenster und nach dem Fußsteig, der sich um einen buschigen Hügel windet, woher eben ihr Bruder kommen sollte; denn sie sehnte sich gar innig nach ihm.

Und als sie am Abendessen waren, trat der Bruder, noch fast unverhofft, ein, grüßte die kranke Schwester und wurde von Mitleid und Wehmuth so sehr ergriffen, daß er weinen mußte; denn sie sah auch gar so abgehärmt und bekümmert aus.

Mit Thränen und festem Händedruck erwiederte sie seinen Gruß und hieß ihn dann sich zum Abendessen hinsetzen. Er erkundigte sich aber vorerst wie es ihr gehe. Sie

sagte, daß es ihr wieder etwas wohler sei, wenigstens haben die Kopfschmerzen nachgelassen. Vielleicht, daß das Meiste auch der Schrecken möge verursacht haben.

Lise aber war nicht mit dem Vetter zurück gekommen; sie müsse nothwendig noch irgend wohin, habe sie zu ihm gesagt und sei dann gegen der Kohlgrub hinunter.

Das war genug, der Mutter Leiden noch um's Doppelte zu vermehren; darum faßte sie den Bruder nochmals bei der Hand und seufzte im Gefühl des tiefsten Kummers: „Bruder, ich bin doch sehr unglücklich!" verhüllte dann ihr Angesicht und weinte von Neuem. Der Bruder fand bei ihr alle Anzeichen einer wirklichen Auszehrung, und der Gedanke that ihm so weh, seine Schwester vielleicht bald verlieren zu müssen.

Und als das Abendessen vorüber war, Kathrine in der Küche Geschäfte hatte und die Mutter sich nun allein bei ihrem Bruder befand, richtete sie sich im Bette auf und sprach mit furchtsamer Stimme: „Bruder, es drängt mich, dir Etwas zu sagen, weil ich noch reden kann; denn mir ist ich werde bald sterben. Kummer und Verdruß, was dir genugsam bekannt ist, nagen wie ein Wurm an meinem Leben — und — will's der Herrgott, wird's bald vorüber sein." Hier mußte sie innehalten, denn die Wehmuth kam ihr so stark übers Herz, daß sie fast laut zu weinen anfing. Der Bruder saß an ihrem Bette und weinte auch, denn die Leiden seiner Schwester waren auch seine Leiden. Und als der Husten ein wenig nachgelassen und sie die Thränen getrocknet hatte, hub sie wieder traurig an: „Aber es thut so weh, kaum auf dem halben Wege eine so schöne Welt zu verlassen. — Ach, wie die Sonne scheint, die Blumen blühen, die Vögel singen, und ich muß in dieser schönen Welt so unglücklich sein! Doch, ich würde gern und ruhig von hinnen gehen, wenn nur meine Buben nicht wären; aber diese liegen mir so sehr am Herzen, denn ich weiß, wenn ich nicht mehr da bin, wird sie ihr Vater verstoßen und Lise wird ihnen

keine Schwester sein. Du kennst sie wohl, sie war es ja nie. Und weil der Vater nur Lise allein Alles anhängen und den Buben Nichts geben will, so war ich genöthigt, für sie zu thun, was mir möglich war. So habe ich — sieh da den Schlüssel — im Kasten oben — in der braunen Drucken — hundertundfünfzig Gulden an Helsgeld und allerlei Geschenken in zehn Jahren für die beiden Buben zusammengespart, damit sie auch Etwas haben, wenn ich todt bin; denn mir ahnet, es werde ihnen von Allem, was der Vater besitzt, wohl nicht viel mehr übrig bleiben als dies; denn bei Unfrieden und Wohlleben ist noch in keiner Familie Geld und Gut ins dritte oder ins vierte Geschlecht hinüber gekommen. — Darum, bitte Bruder — geh', geh' — nimm dort den Sack, wirf die Schachtel hinein, es sind noch ihre silbernen Löffel darin, und nimm Alles mit dir nach Hause. Du warst mir ja immer treu und wirst es auch an meinem Todbette noch sein und verbleiben. Sie drückte ihm den Schlüssel in die Hand, der Bruder nahm den Sack, begab sich, etwas ängstlich, in die Kammer und brachte bald das Verlangte herunter.

Wunderbar hastig und freudig empfing ihn die Mutter, nahm den Schlüssel sogleich wieder zu sich, befühlte forschend den Sack, schob noch altes Zeug hinein, damit Niemand es merke, daß eine Schachtel darin wäre.

„Jetzt ist's mir wieder leichter um's Herz," sprach sie, wie mit frischer Kraft durchdrungen, nachdem diese Sache in Ordnung war, und eine zarte Röthe verbreitete sich über ihr Angesicht. „Aber, Bruder," fuhr sie fort, „versprich es mir in meine sterbende Hand, du wollest, wie ein Vater, treulich für meine Buben sorgen, dann wird dieser Nothpfennig für sie gesegnet sein."

Der Bruder versprach es ihr bei Ehre und Gewissen und die Mutter war beruhigt. „Aber gehe nach Hause ehe Lise kommt," sprach sie nach einer Weile, „sie ist gar schlau, könnte leicht etwas von diesem Geheimniß merken und dann hätt's gefehlt. Aber bitte, komm doch morgen Abend wieder

und verlaß mich nicht." Es war indeß Nacht geworden, der Bruder befolgte ihren Rath, versprach, sie morgen wieder zu besuchen, nahm mit bekümmertem Herzen Abschied und ging.

Elftes Kapitel.

Wie Lise von ihrem Vetter einen ernsten Zuspruch hören muß.

Kaum war der Vetter etwa hundert Schritte vom Hause entfernt, so hörte er eine weibliche Stimme so recht „gfehlt" und muthwillig „kitzere" und lachen. Er stand still — horchte — hörte eine männliche Stimme und wieder eine weibliche reden und lachen.

Es war ihm, als müßte er eine dieser Stimmen kennen, und da er merkte, daß sie ihm näher kommen, ging er abweg und verbarg sich ein wenig ins Gesträuch. Immer näher kamen die Leutchen und immer fröhlicher, holdseliger schwatzten und lachten sie. Da erkannte er eine Stimme, es war — Lises Stimme.

Der Mond trat eben aus den Wolken und er sah, wie sie Arm in Arm mit dem Schneidergesell, im Binzmoos, daher gegangen kam. Vor Aerger klopfte ihm fast laut das Herz und er zitterte vor Zorn, so sehr hatte ihn des Mädchens Leichtsinn und Pflichtvergessenheit ergriffen. Leicht hätte er ihr Geschwätz verstanden, aber das nahe Bächlein murmelte beständig darein.

Als sie aber, weiter Nichts achtend, in heißen Liebesgedanken vertieft, immer näher gegen ihn herankamen, hörte er den Gesellen in gar süßem und höflichem Tone die Worte sagen: „Aber nicht wahr? — Fräulein Lisett, Sie ghommen auf den nähgsten Sonntach nach Allen-winden zum Tanz? —" und drückte sie dann in brennender Liebe an seine schmale Brust. „Wills Gott!" rief Lise freudig entzückt und um-

schlang mit vieler Zärtlichkeit den schmucken Schneider, „ja, da wollen wir Eins aufbauen. Wenn's nur schon Sonntag wäre!" Und Beide schritten wohlgemuth über das murmelnde Bächlein! „Ei, sehn Sie doch gefällighst, Fräulein Lisett, wie die herrliche Luna da droben sich in dem Gristalbächlein baden dut," rief entzückt der Schneider und stand plötzlich still. „Ach, daß wir Beide so da drinnen baden ghönnten! Und wie der sanfte Zephir in diesen Sammtblättern spielt!" „Hei, z'dunnder, wo? wer badet? —" fragte Lise höchst erstaunt. „Wo, was, wer chärtlet und spielt? —" „O, Mundiö, Mamsell Lisett'!" hub der Geselle sanft lächelnd an, „das iß elles Gomifu romant. Sie verstehn ellso noch nix vom parle frangsä? — von bongschur Mussjö, von u allee wu si wit und von wot tre sömbel serwitör? —"

„Ach, schwig vo so dumme Sache," versetzte Lise spöttisch, „das chönnt jo de Tüfel nüd verstoh." „Ach, Sie sind eben noch ein gar liebes und unschuldiges Landmädchen," erwiederte schmeichelnd der Geselle, „Sie hob'n noch nix von Paräis geseehn, als wie vor mich, und wissen nix von die große Assamblee, Visit und Mariasch; aber ich werde die Ehre hob'n, Sie noch mit ellem beghannt zu machen." Lise antwortete gleichgültig: „Er chönnere jo vo dere Waar emol Oeppis chrome."

Sie waren indeß langsam vorwärts gekommen und der Schneider wünschte hier, auf dem grünen Rasen, unter dem niedrigen, breitästigen Apfelbaum ein wenig auszuruhen. „Nein, lieber da weiter oben im Gesträuch," sprach Lise und schritt munter vorwärts.

Und als sie stillschweigend bei dem bezeichneten Gesträuch angelangt waren, trat plötzlich und zitternd der Vetter heraus.

Wie vom Blitz getroffen bebten Beide zurück und standen da wie in den Boden hinein gewachsen.

„Ei, guten Abend Fräulein Lisett und Mussiö Schneidergesell!" grüßte er sie in einem Tone, dem man's gleich anmerken konnte, daß er nicht aus einem ruhigen Herzen

komme. Lise erkannte ihren Vetter sogleich und wollte sich von dem Gesellen loswinden. Dieser aber hielt sie noch fester am Arme und bekam endlich Muth, den Mann mit seinen vier Augen ein wenig anzusehen. Er trug eben eine Brille und hatte einen Bart, wie ein leibhaftiger Geißbock.

„So, sind das die nothwendigen *Geschäfte*, die du da unten zu verrichten hattest," fuhr sie der Vetter an. „Schäme dich in die Seele hinein, gottloses Kind! Deine Mutter liegt krank, vielleicht auf dem Todtbett, und du kannst sie so leichtsinnig verlassen und begehrst noch am Sonntag zum Tanz. O, du miserabels Mensch, was wird noch aus dir werden? Weißt du, daß du die Mörderin deiner Mutter bist? — du heilloses, gottsvergess'nes Kind, und sie um zwanzig Jahre früher ins Grab bringst? — Das kannst du am jüngsten und letzten Tag nicht verantworten."

Lise keuchte, zitterte uud wollte gehen; aber der Vetter vertrat ihr den Weg und rief: „Würdest du hier zur Salzsäule werden, es wäre besser, als daß du wieder hingehest, deine todtkranke Mutter zu quälen." Und er langte sein Nastuch hervor und schluchzte laut; Lise verhüllte ihr Angesicht mit der Schürze und der Schneider stand da wie betäubt.

Und es ward eine schauerliche Stille rings umher. Hoch oben eilte der blasse Mond durch wollige Frühlingswolken, als wie von Schauer ergriffen, davon. Tief unten flüsterte im Abendwinde das leicht bewegliche Laub der Espen und die halb geschlossenen Blumen wankten hin und her auf dem kühl bethauten Grund. Das Bächlein schien seinen muntern Ton verloren zu haben; es wand sich still und scheu durch das Gebüsch der sich neigenden Erlen — und im Walde fing eine Eule recht klagend und schwermüthig zu heulen an.

Und stille seufzte der Vetter, daß dieser schauerliche Augenblick der Grenzstein wäre auf Lises Lasterpfad, daß sie zurückkehrte von dem Abgrund, der ihrem Leben Tod und Verderben drohe.

Dieser ernste Augenblick schien auf Lise einen tiefen Eindruck zu machen, denn sie weinte gar bitterlich.

„Daß deine Thränen Bußthränen wären!“ schluchzte der Vetter, „dann würde, wie jetzt der Tag untergeht, das Glück deines Lebens aufgehen! Glaube nur, daß der Herrgott auf dich hernieder schaue und dich richten wird.“

„Aber,“ fiel nun plötzlich das Schneiderlein mit gedrückter und schwächlicher Stimme ein, während er sich gegen den großen und starken Mann ein wenig verneigte, den Bocksbart strich und die Händchen rieb, „verzeihen Sie, mein Herr, ich muß doch frachen, wer Sie eigentlich sein und wer Ihnen das Recht gegeb'n, ehrliche Läut auf offener Straß so barsch und ungezochen anzufallen? — Das iß bugerig, so is nix.“

„Was sagst du?“ fuhr ihn der Vetter in rauhem Tone an. „Wir haben keine Straßen dahinten und brauchen auch keine — — man kann ja auf Fußwegen ins Wirthshaus gehn,“ griff nach seinem Knotenstock. „Gehst deiner Wege? — oder ich gerbe dich, daß dir nicht bloß das Sitzen, sondern auch das Liegen wehe thun wird.“

Da trat das Schneiderlein ein wenig zurück und der Vetter fuhr fort: „Was ich dem Kinde hier gesagt habe, gilt auch dir, du hast's gehört, du Verführer, du fauler Schlingel!“

Da stellte sich das Schneiderlein auf die Zehen, ballte die knöcherigen Fäustlein, wollte knirschen mit den Zähnen und schnaubte: „Was sacht er mier? —“

„Das sollst du geschrieben haben auf Stempel!“ rief der Vetter, und flugs tanzte sein Knotenstab auf des Schneiderleins Büggelein herum, daß der Staub herausflog wie aus einem Aschensack. Und da er sich nicht wehren konnte und nicht länger sich so auf den Rücken schreiben lassen wollte, setzte er in einem Sprung über das Bächlein, und fluchend, in hochdeutscher Sprache, wädelte er eiligst davon.

„Nun gehst du heim, Lise, auf der Stelle. Hätte ich

Zeit, ich würde dich an das Krankenlager deiner unglücklichen Mutter führen und auch da noch ein Wort an dein Herz reden. Ich werde aber bald wieder kommen.“ Lise wankte traurig ihrer Hütte zu, und traurig schaute ihr der Vetter nach, bis sie an dem grauen Felsen vorüber war und unter dem niedrigen Dache verschwand. Dann begann er den Berg hinan zu steigen und kam recht ergriffen und betrübt nach Hause.

Zwölftes Kapitel.

Wie ein Trotzkopf nach wohlgemeinter Zurechtweisung sich gebehrdet.

Lise trat in die schwach erleuchtete Stube, plätschte gerade bei der Thüre auf die Ofenbank nieder, so daß die Fenster darob erzitterten, schluchzte, pfnuchste, zog Schuhe und Strümpfe aus und warf sie in den Winkel, riß die Schürze weg und schleuderte sie auf die Ofenstange. Die Mutter lag im Bette, Kathrine saß neben ihr, hielt ein Gebetbuch auf der Schooß, denn sie hatte ihr so eben den Abendsegen vorgelesen.

Die Kranke richtete sich auf, beugte sich um die Ofenecke und fragte mit schwacher Stimme: „Was fehlt dir Lise?”

Keine Antwort. — Sie frägt noch ein Mal — Lise hockt und pfnuchset und gibt abermals keine Antwort. „Kathrine”, sprach hierauf die Mutter, „gehet und holet ihr das Nachtessen herein.” Kathrine will gehen, Lise aber schnutet auf und davon, schlägt abermals die Thüre recht wacker hinter sich zu, rumpelt die Stiege hinauf, trampet in die Kammer hinein, daß es knallt und kracht, und begibt sich, ohne gute Nacht zu sagen, ins Bett.

Die Mutter holte einen tiefen Seufzer, schlug die Hände zusammen und jammerte, wie es doch auf der ganzen weiten Welt kein so böses Kind geben könne, als wie Lise eins sei.

Es nehme sie Wunder, was ihr jetzt wieder fehle. Da müsse ihr jedenfalls etwas Unangenehmes widerfahren sein. Ihr würde sie es aber nicht sagen, und wenn sie ihns noch zehn Mal fragen würde. So viel Liebe und Zutrauen habe das eigene Kind zu ihr.

„Ach," seufzte Kathrine, „daß Lise die Einzige wäre in ihrer Art! Aber gehet von Haus zu Haus, wo ihr Eltern und Kinder antreffet und ihr werdet unter zehn Haushaltungen nicht drei finden, wo nicht solche Maidli oder Buben wären."

„Und woher kommt es?" fragte Kathrine sehr bedenklich, „ich weiß es erst jetzt, seitdem meine eigenen Kinder größer geworden sind, und kann mich nun selbst bei der Nase nehmen. Es kommt her von einer dummen und verkehrten Erziehung. Die meisten Eltern fangen gleich im Anfang mit ihren Kindern auf eine Weise zu reden an, als ob nicht sie, die Eltern, den Kindern zu befehlen hätten, sondern als ob die Kinder über die Eltern Meister wären. Da heißt es immer: Bäbeli, was witt? — Ruedeli, was hättist gern? Trineli, was gfallt der? Lisebethli, wetst lieber Weggen oder lieber Brod? Chueretli, darf dih wäsche? Bitti, bis auh so guet! ih will e subers Büebli mache. Anneliseli, wird auh nüd höh, ih gitter denn Oeppis. Heiri, wotst lieber oben am Tisch, do oder do sitze? Jakobeli, wotst i d'Schuel, oder wotst lieber diheime si? Gell, das sind bös Lüt, wo Eim nüd thüend, was mä gern will? u. s. f. — So wird fast überall zu den Kindern geredet. Dann wachsen die Buben und Maidli voll Stolz und Hochmuth heran und meinen, sie seiens, sie könnens und verstehen Alles; wollen Vater und Mutter meistern, wie sie's gelernt haben, ihnen befehlen und sagen, was sie zu thun und zu lassen haben. Und wenn's dann die Eltern nicht haben wollen, dem Kinde ernstlich zusprechen und ihm tüchtig den Marsch machen, fängt das Kind an zu pflännen, zu rasen und zu stampfen, wirft Alles weg, lauft auf und davon. Dann weebern und heulen

die Eltern, prügeln entweder die Kinder aus bis sie Löcher und Beulen haben, was sie gerade selbst verdient hätten; oder lassen sie laufen und rufen ihnen die grausamsten Verwünschungen nach, und die Kinder zännen sie aus oder rufen ihnen noch Aergeres zurück. Und abermals heulen und schreien die Eltern, denken aber nicht von ferne, daß sie an all dem Unheil selbst Schuld seien, sondern — der Schulmeister. Oder sie erfrechen und vermessen sich sogar, unsern Herrgott anzuklagen, er habe ihnen gottlose Kinder gegeben. Oder der Vater sagt, die Mutter sei Schuld, und die Mutter sagt, der Vater sei Schuld."

„Mein Gott! wie man doch so verkehrt und gottlos sein kann!" seufzten Mutter und Kathrine.

„Das ist denn aber auch wahr," fuhr Kathrine fort, „eine so erbärmliche Erziehung wirkt, Gott Lob, nicht auf alle Kinder gleich, sonst würde fast kein guter Mensch mehr auf der Welt sein. Sie meine es komme daher, weil nicht alle Menschen das gleiche Gemüth haben. Das könne sie an ihren eigenen Kindern annehmen; sie habe deren sechs und keines sei wie das andere. De Nöggeli und de Felix, die beiden ältesten, seien ja so verschieden im Sinn und Geist, wie Tag und Nacht, wie kalt und warm. Zu ihrer eigenen Schande müsse sie es sagen, daß beide auf gleiche Weise verkehrt erzogen worden seien, und doch sei Felix, der ältere, gewiß kein böser Bub, er folge ihr auf's Wort, sei ordentlich, bete und arbeite gern. Er sei aber in der Wiege schon ein recht artiges, sanftes und manierliches Büebli gsi. Hingege de Nöggli, bhüet is Gott und Vater! de hät fürwähr sin Steckchopf und Liechtsi scho mit uff d'Welt brocht, drum hät ebe die gottlos Erziehig so wohl bi ihm agschlage; denn statt 's Uchrut usz'jätte, händ's mir, z' vergliche, alliwil bschütt und bschütt, drum ist er so en gottlose Läckersbueb worde und wird is ploge - n - und strofe bis in Tod."

„Ach Gott!" sagte hierauf die Mutter, „wir Eltern wissen, beim besten Willen, von einer gründlichen Erziehung der

Kinder immer zu wenig. Jedes verspricht wohl vor Gott, seine Kinder zu Gottes Ehren zu erziehen. Aber das ist ein zu kurzes Wort für Unsereins. Der Pfarrer sollte jedem jungen Ehpaar ein Büchlein geben, worin Alles gedruckt wäre, wie man in den kleinsten und größten Dingen bei der Erziehung der Kinder verfahren müßte. Es ist nicht allen Menschen eingegeben, daß sie dies aus sich selbst richtig verstehen können. Und wenn's auch nicht Alle anwenden würden, gäbe es doch immer solche, die da trachten würden darnach zu thun. Und das wäre ein großes Glück."

„Da habet ihr gewiß Recht," entgegnete Kathrine. „Bei nichts sind wir so unwissend und gleichgültig, wie bei Erziehung unserer Kinder. Und haben wir ein Häuptli Veh zu erziehen, wie ist man nicht so sorgfältig und so bekümmert, daß es auch recht gewöhnt werde. Und Einer fragt den Andern: „Wie machsches du?" — und „wie mueß es ich mache?" „Ich mach es so — mach ich's recht?" — — Du lieber Gott!" — und bei der Erziehung unserer Kinder zieht man keinen Menschen zu Rath und machts mit ihnen wie's kommt und geht. Es ist halt wie der alte Senn einmal gesagt hat: „Erziehet ihr einmal mit der nämlichen Sorg„falt euere Kinder, wie euere Rinder, dann wird „die Welt besser werden."

„Aber ich mache euch gewiß Mühe mit meinem vielen Plaudern," sagte Kathrine zur Mutter. „Ach nein," antwortete diese, „es thut mir nur schmerzlich weh, daß ich hierin nicht von vorn anfangen und meine Schuld einigermaßen abtragen kann."

„So klagen tausend Eltern mit uns," erwiderte Kathrine, „und solcher Klagen wird kein Ende sein."

Dreizehntes Kapitel.

Wie der Trotzkopf sich Stillschweigen auferlegt, wacker arbeiten und — streng fasten will.

Es ist Morgen geworden und abermals ist ein schöner, herrlicher Tag am Himmel aufgegangen. So eben schlägt das helle Kirchenglöcklein im Sternenberg oben sechs. Die Sonne scheint über alle Berge und die Vögel singen, was jedes zum Schnäbeli aus mag. Wo man an einem Haus vorbei kommt, hört man Feuer brascheln in der Küche, Pfannen auskratzen und in der Stube weben und spuhlen. Auch hört man hie und da recht laut und hoch singen, Kinder schreien und das Vieh brüllen.

Ferner rüstet sich da und dort ein Krämer auf's Hausieren. Das Räv steht vor der niedrigen Hausthüre an den langen Stupferstecken gelehnt, und wie ein Perpendikel schwänkt der bunte Tragring hin und her. Der Eine beladet es haufeshoch mit Körben und Krätten und schönen Fadenzaindli; der Andere bindet Steinfutter, Salzfaß und Sturzwaaren drauf; sie füllen noch Eins ein, rauchen, nehmen Abschied von Weib und Kind, sie sölled wohl gaumen und recht thun, dänn und dänn komme man wieder heim. Und Mutter und Kind wünschen dem Vater Glück uff en Weg, daß er guet Lüt atreffe und viel chönn verchaufe; denn de Maie sei do, 's müeß wieder zeiset si.

Und wie hat wohl unsere kranke Mutter die Nacht verbracht? Haben sie vielleicht Schmerzen und Kummer wenig schlafen lassen? Wie ist es Lise ergangen? Hat sie vielleicht liebliche Träume gehabt und beim Erwachen bitterlich geweint, daß es eben nur ein Traum gewesen war? —

Es wäre möglich, daß sie jetzt noch träumte; denn auch im Sommer steht sie selten vor sieben Uhr auf, weil sie oft bis spät in die Nacht in der Kohlgrube verweilt. Und doch — sehet, sie ist schon da! — Aber sie macht einen gräuslichen Mauskopf, spricht kein Wort, steht barfuß und höchst

nachläßig gekleidet, als wenn sie aller und jeglicher Eitelkeit auf ewig entsagen wollte, am Webestuhl und — knüpft Fäden. Aber wenn nur eine Fliege ihr zu nahe kommt, wird sie taub und schlägt links und rechts aus.

Die Mutter liegt oben in der Kammer, man hört sie husten. Kathrine ist während der Nacht da geblieben, muß zu Morgen kochen, sitzt auf der Ofenbank und mahlt Kaffe. Und wie sie die Mutter so streng husten hört, sagt sie in bedenklichem Tone zu Lise: „Ich meine nur, deine Mutter treibe es nicht mehr in die Länge."

Aber Lise, statt zu antworten, beißt die Lippen erst recht zusammen, stiert in den krausen Zettel hinein und schweigt. Kathrine will nun auch schweigen, nimmt die Kaffemühle und geht hinaus in die Küche.

Da öffnete Lise den hart verschlossenen Mund und murmelte für sich: „Das ist doch e verfluechts Gweb! Ih wett de Schinder nähm's! Wenn nu de Vater hei chäm!"

Die Fäden wurden endlich geknüpft, nur hingen an den Enden noch mehr als ein Dutzend herab. Sie riß die Bürsten herbei und begann so heftig und eifrig zu schlichten, als ob sie heute noch ausweben wollte, und eben so hastig fing sie an zu weben und machte schon im ersten Augenblick einen ziemlich breiten Zysen. Solches achtete sie aber nicht, sie schlug gleichgültig drein und so geschwind, daß kein Mensch die Schüsse hätte zählen können. Da brachen an der sonst guten Werpfe Fäden, einer nach dem andern, die sie aber nur selten knüpfte, weßwegen es eben kein schönes Tuch gab.

Kathrine brachte den Kaffe und stellte Jedem seine Tasse hin. Die Mutter will nun auch aufstehen, man hört sie hustend und ächzend kommen. — Sie tritt langsam herein, — hält sich zitternd an der Wand und an den Bänken wie ein kleines Kind. Kathrine sieht ihr mitleidig entgegen und will sie zum Tische führen. Lise aber hebt kein Auge auf und wibt fort. Die Mutter sagt traurig: „Guten Tag!" Kathrine dankt freundlich und mitleidig; Lise aber thut, als

ob sie's nicht gehört hätte. „Komm zum Essen, Lise!" sprach die Mutter, während sie sich zu Tische setzte. Lise thut wieder als ob sie's nicht hörte und wibt wie rasend. Kathrine schenkt ein und die Mutter hieß sie noch zum zweiten und dritten Mal zum Essen kommen; aber der Setzkopf blieb stockstumm und that das Maul nicht auf.

Die Mutter zitterte sehr, wenn sie die Tasse zum Munde führen wollte. Traurig blickte sie oft gegen Lise hin und wußte eben nicht, was ihr besonders fehlen sollte.

Kathrine wurde über Lises störrisches Betragen gar sehr verlegen und meinte, vielleicht geschehe es aus Aerger, weil sie gestern und heute habe da bleiben müssen und gab der Mutter zu verstehen, sie wolle doch lieber wieder heim, als etwa Lise ein Dorn im Auge sein. Die Mutter aber bat sie zu bleiben, da sie ja sonst Niemand pflegen würde.

Lise wibt immer emsiger fort, hat ein Gesicht wie ein rother Ziegel und scheint von lauter Arbeitslust in Schweiß zu kommen. Endlich fängt sie recht trotzig, laut und kreischend zu singen an:

„In guter Eintracht sind wir hier."

Das Essen ging vorbei und Lise ärgerte die kranke Mutter gar sehr. Kathrine stellte Lises Tasse auf den Ofen und rief ihr zu: wenn sie nicht bald komme, so werde der Kaffe kalt.

Lise aber ließ sich in ihrem Gesange nicht stören, und als das Lied zu Ende war, machte sie mit dem Maul noch ein lustiges Tänzlein auf.

Vierzehntes Kapitel.

Ungleiche Vorbereitung auf den Konfirmandenunterricht.

Lise wob, sang und dilderte fort bis um 9 Uhr, dann schnurrte sie vom Webestuhl, löste die Zöpfe auf, strehlte

und flocht dann wieder die Haare und brachte sie vor dem Spiegel in zierliche Ordnung, kleidete sich hübsch sonntäglich an, nahm ihr Testament und das Konfirmandenbüchlein und ging, ohne zu sagen gaumet! in die Unterweisung.

Und als Lise fort war, jammerten die Mutter und Kathrine über das ungerathene Kind.

Nun sieht man Lise als artiges, züchtiges und bescheidenes Jüngferchen, ihre Bücher recht zierlich auf der Hand tragend, mit leichtem schwebendem Schritte, den blumigen Wiesenrain hinunter wallen. Gar sorglich und behutsam hebt sie den garnirten Saum ihres langen Kleides ein wenig auf, wenn sie über ein Bächlein geht und sorgt, daß die schneeweißen Strümpfe und die glänzenden Schuhe keine Flecken bekommen.

Auf dem Berge droben steht Chleffe, eben so schön gerüstet, und winkt ihr mit dem bunten Nastuch guten Tag. Lise gibt ihr das nämliche Zeichen und winkt, ihr entgegen zu kommen. Wie ein Reh läuft Chleffe den Berg hinunter der Lise zu. Da standen sie ein wenig still, um Athem zu schöpfen, gingen langsam vorwärts und Lise erzählte ihr den verdrießlichen Auftritt von gestern Abend.

Ja, wie das Maidli tobte und über ihren Vetter die gräulichsten Schmähungen ausstieß. Der soll nur warten bis ihr Vater heim komme, und faustete dann nach der Gegend von Höhstock, dem wolle sie einfeuern, daß es ihm heiß genug werden müsse. An alldem sei aber Niemand Schuld als ihre Mutter; sie habe aber seit gestern kein Wort mehr mit ihr geredet und werde auch in ihrem ganzen Leben keins mehr mit ihr reden; sie müsse sagen, sie wäre froh, wenn sie nur bald stürbe, sie können ja doch einander nicht leiden und der Vater habe so wenig auf ihr als sie. Aber es hungere sie verflucht, sagte sie hierauf, sie habe vor Täube nichts zu Nacht und nichts zu Morgen „g'fresse". Sie nahm dann

drei Böcke aus dem Sack, reichte sie Chleffe und sagte: „Wenn die Unterweisung aus ist, so gehe zum Winkelwirth Schräpfer und bringe zwei Paar Würste, eine halbe Maaß guten Wein und nübaches Brod. Sage nur, du wollest's für mich, die selb Frau kennt mich wohl, und da in dem Hüttli drinnen wollen's wir dann mit einander verzehren. Und wenn der Schneidergesell käme, müßte er auch Etwas davon haben." Chleffe versprach ihr Alles treulich zu besorgen. Hierauf redeten sie Allerlei von ihren lustigen Anläßen, wie sie sich auf Pfingsten kleiden und am Maisonntag tanzen wollen.

Und als sie noch so redeten und in ihre höchst angenehme Unterhaltung vertieft, weiter gingen, sprangen drei lustige Buben, ebenfalls Konfirmanden, hinter drei gewaltigen Tannen hervor und fielen die beiden Mädchen im Rücken an, umschlangen sie u. s. w.

Lise wehrte sich, schalt die Buben aus und sagte: „Es wäre ihr gleich, aber sie verderben ihr die Kleider und Zöpfe. Sie hatte ihre Bücher auf den Boden fallen lassen. Einer der Buben hob sie schnell auf und sagte, er wolle doch luege, was für Buchzeichen da im Testament drinnen seien. Lise schrie entsetzlich und wollte es nicht geschehen lassen. Aber die andern Buben hielten sie fest. „Ei, das ganze Buch ist voll!" rief jener und blätterte herum, „das schönste behalte ich aber für mich. Das ist ein hübsches, ein Herr und eine Jungfer sind drauf, sie küssen einander. Da heißt's:

„Nimm, lieber Schatz, den heißen Kuß,
Weil ich nun von dir scheiden muß."

Lise that wie unsinnig, die Buben mochten sie kaum bändigen; auch hatten sie Chleffe noch zu wehren, welche ihr zu Hülfe kommen wollte.

„Aber, potz Strehlwetter!" rief jener Bube, „da finde ich einen Brief." „Lies, lies, potz dummer lies!" riefen ihm die andern zu. Lise erhob nun plötzlich ein lautes Geschrei und Chleffe mußte auch schreien, damit man von dem Lesen

nichts verstehe. Aber der Bube las mit noch viel stärkerer Stimme als jene schrieen und las:

„Main innigsder, deirisder, libeder Schatz!

„Main erstes Woret ist ein Ghuß auf Daine rosichen Lippen!" — —

Hierauf schrieen die andern Buben, er solle zuerst die Unterschrift lesen, damit sie auch wissen, von wem er sei; denn Lise hatte sich schon fast losgewunden. Und der Bube las:

„Es griest dich dain dreisder Schatz, Christian Bock, Tailör, Kleidermacher im Binzmoos."

Da erhoben alle drei ein entsetzliches Gelächter; Lise aber weinte, und dann gaben sie ihr die Freiheit wieder, so auch das Testament sammt den Buchzeichen und dem Liebesbrief darin.

Ehleffe mußte ihr nun die Kleider und Zöpfe in Ordnung bringen helfen und während dessen schalt Lise die Buben tüchtig aus: Sie sollen nur warten, wenn sie wieder in die Kohlgrub in die Liechtstubete kommen, wolle sie es ihnen gewiß eintränken. Die Buben aber gingen spottend und lachend davon.

Zu dieser Zeit sieht man vom Steinshof her zwei Mädchen still und artig übers Zelgli gegen den Sternenberg hinauf gehen. Es ist das gute Salomeli ab der Matt und Anneli aus dem Bogen. Sie kommen, wie gewohnt, in ihrer bescheidenen Tracht, die allen ehrbaren Leuten wohl gefällt: Auf ihren Gesichtern sehen wir tiefen Ernst, denn sie gehen eben auch in den Konfirmandenunterricht.

„Kannst du deine Sprüche und Lieder?" frägt Anneli. „Ja freilich," antwortete Salomeli, „ehe ich fortging mußte ich sie der Mutter noch aufsagen." „Ich kann die meinigen auch," erwiderte Anneli, „und bin froh." „Wir haben eine wichtige Zeit vor uns," sagten beide Mädchen. „Ich muß immer und immer dran denken, wenn wir nur auch treu

halten können, was wir versprechen werden." „Der Herrgott hilft schon," sagte Salomeli in kindlichem Vertrauen, „und stärkt uns, wenn wir ihn nur ernstlich anrufen." „Wills Gott," erwiderte Anneli, „des bin ich getröstet."

„Aber es ist doch sonderbar," hub Salomeli wieder an, „ich möchte so gerne das Alles befolgen und üben, was uns der Pfarrer lehrt, denn ich fühle, wie überaus glücklich ich dabei sein müßte. Ich möchte mich immer so betragen, daß sich Niemand über mich zu beklagen hätte und ich es recht fühlte, daß Gott mit mir zufrieden wäre. Und doch vergeht kein Tag, daß ich mich nicht über mich selbst ärgern muß, wie ich da und dort meine Pflicht verletzt habe. Das glaube ich aber bestimmt, was der Herr Pfarrer in der letzten Unterweisung gesagt hat: „Wer sich täglich im Guten übe, „werde darin immer weiter kommen und fester werden, gleich „wie derjenige, welcher täglich Böses thue. Gutes thun könne „uns eben so lieb und zur Freude werden wie Böses thun. „Und welches uns dann glücklicher mache?" — Und was er weiter sagte: „Wir können ein frommes Leben führen, ohne „so trübselige Kopfhänger zu sein. Es gebe ja so viele ehr„bare und unschuldige Freuden in der Welt, die wir genießen „dürfen. Nur sollen wir uns bei alldem ernstlich prüfen, „immer auf uns selbst Acht haben und Christi Vorbild nie aus „dem Auge verlieren, dann werden wir in der Freude nie „übermüthig und im Leiden nicht kleinmüthig sein."

„Ja, das hat der Pfarrer gesagt," entgegnete Anneli, welche Salomeli's Worten aufmerksam zugehört hatte, „und doch sagen viele von den Konfirmanden, sie verstehen den Pfarrer nicht, was er sage. Und ist ja Alles so gut zu begreifen, es könnte nicht leichter sein." „Ach, du weißt," erwiederte Salomeli und schaute behutsam um sich, „jene haben ja nicht einmal den Schulmeister verstanden, wenn er etwas von Gehorsam und Pflicht sagte —; Anderes würden sie wohl schon verstehen. Doch genug."

Hierauf kamen noch mehrere Knaben und Mädchen,

lustige und stille, und gesellten sich zu ihnen. Aber keiner, auch der lustigste der Buben, hätte sich getraut, weder mit Salomeli noch mit Anneli Possen zu treiben. Hingegen wären Lise und Chleffe da gewesen, hätte wohl so Etwas geschehen können.

Und doch waren Salomeli und Anneli keine so finstere und freudenscheue Mädchen, wie es hin und wieder gibt. Nein, sie konnten sich auf ehrbare Weise auch recht herzlich freuen und nahmen oft an den Sonntagabenden, in der schönen Jahreszeit, Antheil an den ländlichen Spielen im Freien auf der Fahrnegg*).

Als der Unterricht beendigt war, kamen Lise und Chleffe mit ziemlich zerstörtem Gesicht aus dem Pfarrhaus und eilten weg zu kommen; Chleffe gegen dem Winkelwirthshaus und Lise gegen Buchwald.

„Gelt, der Pfarrer hat's euch gesagt!" riefen ihnen ein paar Buben nach; ihr könnet wohl so hochmüthig sein, wenn ihr nicht einmal ein paar Sprüchlein aufsagen könnet. Wollet ihr etwa heute schon zum Tanz? — Gellet, der Pfarrer hat euch schön 's Tanzen verboten. Ihr werdet nun wohl zu Hause bleiben." So spotteten die Buben und die jungen Leutchen zerstreuten sich.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie hin, so her.

Wollen wir Salomeli und Anneli nach Hause begleiten, finden wir sie wieder eben so manierlich, wie sie von Hause gegangen waren. Nur hören wir sie sagen: Es sei doch traurig, wie Chleffe und besonders Lise im Unterricht so ungeschickt seien; sie können ja nicht einmal die leichtesten Fragen beantworten. Es sei gerade, als ob sie nicht wüßten,

*) Ein Tummelplatz an der Fahrstraße beim Zelgli auf der Matt.

warum sie da wären. Doch sei es besser, sie schweigen hievon; es habe am Ende Jedes vor seiner eigenen Thüre zu kehren.

So schieden sie, unweit dem Mattbrunnen. Anneli ging den felsigen Hohlweg hinunter nach Bogen und Salomeli kehrte durch den Garten in ihre Hütte.

Das Mittagessen findet sie schon aufgetragen. Auf dem reinlichen Tische dampfen geschwellte Erdäpfel, weiß und roth, nebenbei steht eine grüne Schüssel mit geronnener Milch und ein zierlich geschnitzter Becher aus Ahorn mit Kümmel und Salz. Das war die ganze Mahlzeit.

Salomeli sah Vaters Räv und Reisestab im Winkel stehen uud fragte die Mutter erfreut: „Ist der Vater wieder heim gekommen?" Und gleich trat der Vater ein, denn er hatte sich in der Kammer umgekleidet. Salomeli bewillkommte und grüßte ihn, als ob sie ihn manches Jahr nicht mehr gesehen hätte. Und der Vater freute sich eben so herzlich über sein liebendes Kind.

Man setzte sich zu Tische; Salomeli saß, wie gewohnt, zwischen Vater und Mutter und verrichtete das Tischgebet.

Während des Essens mußte Salomeli erzählen, was der Herr Pfarrer sie heute wieder gelehrt habe. Und der Vater erzählte dann auch Allerlei von seinem Hausiren und daß er wieder recht ordentlich gelöst habe.

Freudig sagte hierauf die Mutter, wie tröstlich es sei, daß ihnen der Herrgott so viel Glück und Segen gebe. „Wenn man nur treulich seine Pflicht thut," sprach hierauf der Vater, „so verläßt Gott Niemanden."

Wie zufällig kamen sie auch auf Lise und ihre Eltern zu reden und dankten Gott für ihren Frieden und ihre Einigkeit.

Und als sie gegessen und gebetet, Salomeli den Tisch abgewaschen und die Stube wieder gekehrt hatte, band der Vater ein ordentliches Pack vom Räv los, brachte es auf den Tisch und rief: „Mutter und Salomeli kommet!" Sie

traten herbei und der Vater zeigte ihnen gar schönes schwarzes Tuch dem Salomeli zu einem Nachtmalgewand.

Salomeli hatte große Freude damit, und weil es sich freute, freuten sich die Eltern auch.

Weiter sprach der Vater: „Diese Woche könnet ihr dann nach Bauma gehen, zum Scheuchzer oder zum Kappeler in Rüeggen, und das Uebrige noch einkaufen. An beiden Orten bekommt ihr gute Waare und im billigen Preis. Wills Gott glaube ich, wir können die Sache bestreiten, ohne von Salomeli's Spargeld etwas zu brauchen."

Salomeli sprach: „Es wolle von Herzen gerne mit Wenigem vorlieb nehmen, wenn ihm sein Spargeld bleiben könne." Des waren Alle wohl zufrieden und es blieb beim Beschluß.

Während Salomeli Erdäpfel und Milch zu Mittag hatte, ließen sich's Lise und Chleffe in dem bewußten Hüttli gut schmecken bei Wein und Wurst.

Aber wie abgeredet erschlich sie noch Chleffes Mutter, welche in den Waiden herum Holz suchte. Diese wollte natürlich auch mithalten, und weil das Meiste schon aufgezehrt war, erbot sie sich, sogleich zum Winkelwirth zu gehen und noch mehr herbeizuschaffen.

„Nein," versetzte Lise, während sie der Alten Wein und einen Wurstzipfel darreichte, „Chleffe soll zum Winkelwirth und du gehst ins Binzmoos und bringst mir den Christian herauf. Ich muß ihn fragen, wie er auf den gestrigen Spektakel geschlafen habe." Dann gab sie Chleffe Geld und befahl ihr, ein Mal mehr von Alldem zu bringen, als das erste Mal.

Chleffe machte sich fröhlich auf die Beine und buggelete den Berg hinan. Die Alte aber saß gar breit auf der Schwelle und konnte nicht genug rühmen, wie gut der Wein und wie kräftig die Wurst sei. Lise erzählte ihr vorläufig

etwas von ihrem Vetter und wie sie heute der Pfarrer über Alles noch infam vertäubt habe. Er habe gesagt, wenn eins von den Konfirmanden am Maisonntag irgend wohin zum Tanz gehe, so konfirmire er es nicht. Auch habe er sie so schwer angefragt, daß er es selbst kaum hätte beantworten können.

„Siehst, Lise," schmunzelte die Alte, „ich sage dir's ins Gesicht: du bist ein Kalb, ein Esel, wenn du weder dem Pfaff, noch deinem Vetter und deiner Mutter Etwas nachfragst. Lustig gelebt und selig gestorben! das ist der Brauch in der Welt; man lebt nur ein Mal auf Erden, Alles muß z'letzt den Würmern werden. Und wenn man noch so ein schön Schätzelein hat, könnt's ja beim Wetter nüd lustiger si. Heißa! Zur Gesundheit Jungfer Hochziteri!" Sie soff aus, erhob sich langsam, trat aus der Hütte und wollte den Schneider holen. Kaum aber war sie zehn Schritte vorwärts gehotschet, hörte man sie im Walde kreischend rufen: „Christian! Christian!" Lise kommt im Flug herausgesprungen, schaut nach dem Fußsteig ins Thal hinunter und sieht ihren Liebsten in festen, abgemessenen Schrittchen, ein Bündelein unterm Arme tragend, das Thälchen entlang dahin wandeln. Die Alte schreit noch immerfort: „Christian! Christian!" Er steht still — schaut an den Berg hinauf, woher sein Namensruf ihm entgegenscholl, und der Bocksbart ragt hervor wie ein birkener Besen und die Brille glänzt fürchterlich, wie die Augen eines grimmigen Löwen. Lise winkt mit Schürze und Nastuch so viel sie unterm Himmel mag. — Nun hat er sie erblickt, schwenkt den breiten Hut und beinelet eiligst den Berg hinan.

Die Alte steht wieder bei dem Hüttli, dätschlet Lise lachend auf die Schulter: „Alles wie gewünscht! Glück auf Lise! Nicht wahr? Das ist ja ein Bürschlein wie gegossen und gedreht." Lise eilt ihm entgegen, und Arm in Arm geht's ins Hüttli hinein. Man setzt sich in einen Haufen

Farrenkraut und die Alte hängt einen breiten Tannenast in die Oeffnung der Thüre.

Es währte nicht lange, so trat Chleffe mit einem großen Handkorb voll der bestellten Sachen herein, und ihr auf den Fuß folgte der nichtsnutze Zeindlimacher Gumperli, ihr und vieler Anderer Liebhaber. Er hatte zu dieser Mahlzeit eine Wurst gespendet und gedachte damit die andern Würste alle aufzufressen.

Nun saßen die liebenden Pärchen in herzinnigster Freundschaft im Nest und die Alte bediente sie mit angemessenem, kohlgrubischem Anstand.

Gegen Abend mußte die Alte abmarschieren und bis zum späten, dunkeln Abend blieben die Liebenden allein. Was inzwischen möge geschehen sein, kann sich der geneigte Leser selbst hinzudenken.

Von der kranken Mutter hört man die alte Klage über ihre Tochter. Nur fühlt sie jetzt Alles doppelt schwer, weil sie an Körper und Geist sehr angegriffen ist. Lise ist noch nicht da und hat es doch schon längst Betzeit geläutet. Aber jetzt kommen die Buben wieder heim, eilen voll Verlangen zu der Mutter, erschrecken, daß sie ihr Bett in der Stube habe — klagen, wie sie auch Heimweh nach ihr gehabt haben; sie haben immer gemeint sie sterbe, und jeder reichte ihr ein Wegglein und rothe Zuckerzeltli zum Kram.

„Das hätte wohl geschehen können," sprach sie seufzend, während sie auf dem Bette sitzend beide Knaben zärtlich umschlungen hielt. „Aber, wo ist der Vater?" fragte sie nach einer Weile. „Der sei in Wyla noch ins Wirthshaus hineingegangen, berichteten die Buben, „er werde auch bald kommen," und dann schmiegten sie sich noch zärtlicher an ihre liebe Mutter.



Nach einer Stunde ungefähr trat endlich Lise stumm und still in die Stube herein, warf ihre Bücher auf's Gestell und setzte sich dann zu hinterst auf die Ofenbank, als ob sie hier ganz fremd wäre und um eine Nachtherberge fragen wollte.

Und die beiden gutmüthigen Buben traten recht brüderlich freundlich zu ihr, aller Beleidigungen vergessend, da sie nun ihre Mutter wieder hatten und fragten: „Häst wohl gaumt, Lise? —" und jeder reichte ihr ein Wegglein hin. Sie aber, der Erzsteckkopf, wandte verächtlich das Gesicht von ihnen ab, gegen den Ofen und schlug ihnen die dargereichten Wegglein aus der Hand, welche nun auf dem Boden herumrollten.

Gelassen fingen die Buben die Wegglein wieder auf und sagten bloß: „Wenn d' nüd magst esse, wirst gesse ha," und traten wieder zur Mutter hin.

Kathrine brachte das Nachtessen; aber trotz der freundlichsten Einladung bleibt Lise auf dem Ofenbänklein stumm hocken. Es scheint, als wolle sie auf den Vater warten.

Sechszehntes Kapitel.

Wie Lise auf ihre Konfirmation schöne Kleider bekommt, damit aber nicht zufrieden ist.

Es währte nicht lange, so hörte man draußen das Bellen eines Hundes — und als ob sie der Blitz durchzückte, fuhr Lise mit einem entsetzlichen Freudenschrei: „Der Türg, der Türg! der Vater kommt!" vom Ofenbänklein empor und sprang zur Thüre hinaus. Wädelnd und schneuzend kam der treue Türk herein gesprungen, lief von Einem zum Andern, stieg an der Mutter Bett hinauf, beschnüffelte und beleckte ihr die Hand und schien sich zu freuen, sie wieder zu sehen. So that er auch den beiden Knaben. Die Mutter streichelte sanft das

treue Thier und befahl Kathrine, ihm doch bald Etwas zu fressen zu geben.

Jubelnd trat Lise mit dem Vater herein. Er sieht die Mutter im Bette liegen, erkundigt sich aber nicht einmal, was ihr wieder zugestoßen sei, sagt nur ganz trocken, während er den Rock auszieht und an den Nagel hängt: „Häst gaumt?“ — Dann setzte er sich an sein gewohntes Plätzchen zu Tische, Lise setzte sich neben ihn und man meinte, das Zünglein wäre dem Kinde noch nie so wohl gelöst gewesen, so geläufig schwatzte sie. In den Zügen der Mutter und der Buben aber zeigte sich Traurigkeit und heimlicher Aerger, sie redeten kein Wort.

„Aber du hast Käs gegessen,“ sprach nach einer Weile der Vater zu Lise, ich rieche ihn.

Lise mußte sich weder besinnen, noch schien sie betroffen und sagte gleich in vollem Tone natürlicher Aufrichtigkeit: „Als die Unterweisung aus war, mußte ich mit Gewalt mit Wirths Marie heim und dort bis Abends zur Stubete sein. Da haben sie mir eben Allerlei aufgewartet.“ „So, das ist brav,“ erwiederte der Vater recht sehr zufrieden. „Aber hat dich der Hannis nicht nach Hause begleitet?“ — „Ich mag de seb Hannis nüd, er ist en Göhl und gar nüd lustig,“ antwortete Lise recht schalkhaft. „Ja, du Närrli,“ lachte der Vater, „du begehrst halt einen Lustigen, mußt aber auch einen haben, wenn du ferner so brav und artig bist.“

Der Mutter, die Solches hören mußte, brach es fast das Herz und die Buben blickten sie mit besondern Gedanken an.

Hierauf brachte der Fuhrmann aus dem Thalgarten einen ziemlich schweren Koffer herein. „So, sind die Sachen da!“ sprach der Vater, reichte ihm ein Trinkgeld und der Fuhrmann ging alsbald wieder fort.

„Das ist Etwas für dich, Lise,“ sprach lächelnd der Vater, während er den Koffer auf die Fensterbank hintrug. „Bringe nur ein Licht und zünde!“ Lise hüpfte auf, klatschte in die Hände und brachte sogleich ein Licht. Der Vater öffnete —

und siehe! der Koffer war dicht angefüllt mit Kleiderstoff für Lise auf Pfingsten. Da that sie gar närrisch, jauchzte und tanzte in der Stube herum. Die Mutter und die Buben aber waren verdrießlich still.

Der Vater packte aus: Allererst kam ein Stück feiner glänzender Merino zum schwarzen Kleid; hierauf verschiedenfarbiger Merino zu etwa sechs Kleidern, dann Halbtrauer und zu einem Dutzend Röcken von allerlei Indienne; dann eine Schachtel mit gesticktem Weißzeug, Chemisetten, Krägen ꝛc. ꝛc. und ein überaus hübsches Schmuckschächtelchen von Gold- und Silbersachen, Ohrringe, Stecknadel, Agraffe ꝛc. ꝛc.

Lise beschaute und befühlte alle diese Sachen mit großer Freude und Flüchtigkeit, meinte, es sollte noch immer mehr herauskommen und der Koffer sollte noch lange nicht leer sein. Aber er wurde doch leer und noch ehe sie's dachte. Da schwebte eine finstere Wolke über Lises freuderothes Antlitz und kleinlaut fragte sie den Vater: „Aber, wo hast du mir das weiße Zeug zu einem Unterrock und das halbseidene Kleid?" „Ei, was denkst du?" — antwortete der Vater, während er wohlgefällig die Kleiderstoffe sanft schonend mit der Hand streichelte. „Solches schickt sich nicht für eine Sternenbergerin." „Ja, dann freut mich Alles nicht und du kannst's meinetwegen wieder hinthun, wo du's hergenommen hast," versetzte Lise höchst unzufrieden, lief davon, setzte sich wieder auf die Ofenbank und brüllte: „d' Sterneberger seied kei Hünd, sie seied Mensche wie ander Lüt. Er sage ja immer, sie sei reich, und reich sein im Sternenberg sei so gut wie in der Stadt."

Es gelang dem Vater, sie wieder zu beruhigen, indem er ihr in die Hand versprach, sie müsse will's Gott noch mehr haben, als sie verlange und Lise glaubte es. Mit neuer Lust betrachtete sie wieder alle diese schönen Sachen und sah sich im Geiste in all diese Röcke gesteckt, wie sie reich geschmückt zum heiligen Abendmahl und zum Tanz gehe, auf dem Markt herumspaziere und neben ihrem Liebsten im Wirthshaus sitze.

Auch sah sie sich als Gotte beim Taufstein und endlich als Braut zwei= oder dreispännig zur Trauung fahren.

Ja, so zu denken, war für Lise göttlicher Genuß. Der Vater ordnete die Sachen wieder in den Koffer und die Mutter und die Buben saßen da, als ob sie dies Alles nichts anginge.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie ein blindliebender Vater thut, wenn er über sein Kind klagen hört.

Nun kommt der Vetter von Höhstock. Lise erschrickt ein wenig. — Alle bewillkommen ihn bei der Hand; er muß sich zu Tische setzen; der Vater stellt ihm Brod und gutes Kirschenwasser auf und heißt ihn zugreifen. Lise riecht den Braten, thut, als ob es ihr einers Mals nicht wohl würde, will zu Bette und fängt an, Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Der Vetter weiß, warum er da ist, man hat's ihm aber an seinem ernsten Gesicht angesehen, und will das Vögelein nicht unverrichteter Sache entwischen lassen. Daher fängt er sogleich zu erzählen an, wo und wie er Lise gestern Abends angetroffen habe und macht eine ebenso ernste Schilderung hierüber, wie er in jenem Augenblicke zu Lise selbst geredet hatte.

Die Mutter sank fast in Ohnmacht und der Vater sah Lise erstaunt und erschrocken an. Sie weinte.

„Und was ich so eben da in Buchegg droben erfahren habe," setzte der Vetter noch hinzu, „ist sie heute nach der Unterweisug den ganzen Nachmittag bei dem Schlingel von Schneidergesell, der Lueder=Chleffe, ihrer gottlosen Mutter und dem lumpigen Zaindlimächerli da in der Waid droben im Hüttli gesessen, haben gefressen, gesoffen und weiß Gott was noch gethan. Ein solches Kind ist euere Lise."

„Ist's wahr, Lise?" fragte der Vater in steigendem Zorn und mit bebenden Lippen.

Da heulte Lise wie eine Eule und rief: Gott soll ihr Zeuge sein, daß dies gewiß und beim Eid nicht wahr sei, was der Vetter sage; er sage es nur aus Neid und Haß, und heulte noch mehr.

„Was? —" rief der Vetter entrüstet, „du willst Gott und Menschen belügen? — Ich will gleich zwei Ehrenmänner holen, welche euch im Walde gehört und gesehen haben. Und wenn du's nicht eingestehst, so lauf ich zum Pfarrer."

„An dem ist's noch nicht," entgegnete mit Heftigkeit der Vater und warf dem Vetter einen zornigen Blick zu. „Noch bin ich Herr und Meister über mein Kind," stand auf, ergriff einen Strick, stellte sich feuerroth vor Zorn vor Lise hin; denn daß gerade der Vetter klagte, den er nie wohl leiden mochte, brachte ihn am meisten auf, und er fragte mit donnernder Stimme: „Ist's wahr, oder nicht?" — Lise läugnete hartnäckig. „Ist's wahr, oder nicht?" — brüllte er sie wüthender an und versetzte ihr ein paar tüchtige Schläge. Da erhob Lise ein fürchterliches Geschrei, nicht wie ein Mensch, sondern wie ein völliges Thier, so daß auch die Buben von Schreck und Mitleid ergriffen, zu weinen anfingen. „Da seht ihr, beim ebige Strom Dummer Hammer, daß sie unschuldig ist!" raste und stampfte der Vater. „Das ist mir eine verfluchte, verdammte Höllenwirthschaft in meinem Haus. Niemand ist Schuld daran als du, Frau, und ihr gottlosen Buben." Sprang gegen diese heran und begann auf sie loszuschlagen. „Hat Lise Schläge bekommen, müßt ihr auch haben, ihr Strolchen." Die Buben schrieen ebenfalls entsetzlich und der gute Türk sprang knurrend und bellend unter dem Tische hervor und packte sogar den Vater bei den Füßen, als ob er sich für die unschuldigen Buben wehren wollte. „Was?" sprang der Vetter hinzu, den Rasenden beim Kragen erfassend, „du willst deine unschuldigen Buben noch schlagen? — du Unmensch! Siehe, dieser Hund

ist besser als du," und drückte ihm die Hände fest zusammen, daß er nicht mehr schlagen konnte. In der Stube war Mordio- und Zettergeschrei und Hundegebell und die kranke Mutter fiel in Ohnmacht. Aber der zornmüthige Vater gebehrdete sich wie ein wüthendes Thier — es entstand ein fürchterlicher Kampf, und der Vetter, trotz aller seiner Stärke, mußte endlich doch erliegen, der Vater warf ihn zur Thüre hinaus. Kathrine und der Nachbar Heiri kamen herbeigesprungen, die kranke Mutter zu schützen und Lise und die Buben flohen in die Kammer hinauf. Die Mutter lag da in Gichtern und Krämpfen, sie vermochte kein Wort zu reden.

Tobend und wüthend kam der Vater wieder herein, warf die Thüre drei bis vier Mal auf und zu, fluchte und schrie: „wenn wieder Jemand komme und etwas Böses über sein Kind sage, so drehe er ihm den Hals um, das sei der kürzeste Weg, man werde dann wohl schweigen." Man möge es ihm nur nicht gönnen, daß er ein Kind habe, das in die Welt hinein sehe und keine so verfluchte Hotsch sei, wie die andern Maidli. Er stampfte und warf Alles um, was ihm in den Weg kam und — begab sich dann zu Bette.

Heiri und Kathrine, welche recht sehr um die Mutter bemüht waren, fühlten sich durch diese schreckliche Szene tief erschüttert und Kathrine sagte leise: „Wer hätte alle diese Streiche am ehesten verdient gehabt?" — „Gewiß Niemand als der Vater selbst," erwiederte Heiri betrübt. Hat nicht er selbst sein Kind zu dem erzogen, was es nun wirklich geworden ist? — "

„Armes, armes Kind!" seufzte hierauf Kathrine, „dein Vater wird in seiner blinden Liebe für dich dir auf Erden eine Hölle bereiten, statt wie er wähnt, dir den Himmel zu geben."

„Welch ein Unterschied!" sprach Heiri, „ist hier und bei Salomeli auf der Matt! Dort Armut, Frieden und Frömmigkeit, hier Wohlstand, Unfrieden und Verkehrtheit!"

Am Morgen des folgenden Tages war der Vater wieder der sanftmüthigste Mensch, wie es oft bei zornmüthigen Leuten zu gehen pflegt. Er wurde sogar mit der Mutter und den Buben freundlich, und bei Lise erniedrigte er sich sogar, bei ihr abzubitten. Er wolle diejenigen, welche ihr Schläge angerichtet haben, gewiß dafür belangen. Auch mit dem Vetter söhnte er sich wieder aus und versprach ihm, daß er von nun an sein Kind ernstlich bewachen werde.

Lise aber mausete lange Zeit verdrüßlich herum.

Achtzehntes Kapitel.

Am Vorabend der Konfirmation. Wo euer Schatz ist, da wird auch euer Herz sein.

Lise wurde mit dem Vater nach und nach wieder freundlich; er hatte ihr für einst die zwei verlangten Kleider als Brautschmuck versprochen. Gegen ihre Mutter und die Brüder blieb sie aber gleich.

Zum Tanz am Maisonntag ist sie nicht gegangen. Sie wolle es aber schon nachholen, wenn sie einmal vom Pfarrer los sei und ihm nichts mehr nachzufragen habe.

Den Schneider hat sie bei Chleffes Mutter noch mehrmals getroffen. Vor ein paar Tagen aber kriegte dieser von zwei Mädchen Vaterschaftsklage und machte sich aus dem Staube. Nun ist er von Lise los und Lise glücklicher Weise von ihm. Sie hat aber manch bittere Thräne nach ihm geweint. Jetzt aber wird sie schon wieder von einem andern getröstet. Man sagt, er sei ein Goldschmied und zwar der einzige Sohn reicher Leute auf Dunkelwies. Vielleicht ist's aber auch nicht einmal wahr. Auch soll der Vater diese Bekanntschaft nicht ungerne sehen.

Lise steht nun am Vorabend ihrer Konfirmation. Sie befindet sich zu dieser ernsten Zeit ganz einsam und allein in

ihrem stillen Kämmerlein — knieet — in tiefe Betrachtungen versunken — vor ihrem — geöffneten Kasten — beschaut mit Entzückung ihre schönen und vielen Kleider und denkt: „Nun bin ich gerüst und bereit auf das heilige Abendmahl."

Und Salomeli befindet sich in ihrem schön geordneten und sauber gefegten Stübchen, das wie ein Kirchlein so nett und freundlich aussieht, und sitzt zwischen Vater und Mutter an dem reinlichen Tisch. Vor ihr liegt ein aufgeschlagenes Gebetbuch und neben demselben brennt eine blanke Oellampe.

Alle drei, der Vater mit entblößtem Haupt, sitzen da in tiefer Andacht und mit gefalteten Händen, denn Salomeli liest eine rührende Betrachtung: „Erneuerung des Taufgelübdes eines jungen Christen."

Bei einzelnen Stellen unterbricht sie die Mutter und fragt: „Salomeli, verstehst du aber auch, was du liesest?" Und Salomeli erklärte den Sinn jeglichen Wortes und Satzes und verstand es richtig, denn sie war in der Unterweisung aufmerksam gewesen und hatte viel gelernt für Geist und Herz. Deswegen war ihr auch die Sache sehr wichtig und sie wollte sich bestreben, nicht bloß zu den erwachsenen Christen im Allgemeinen, sondern auch zu den bessern Christen gezählt zu werden.

Ueber eine solche Tochter müssen sich ja die Engel im Himmel freuen.

Diese häusliche Andacht endigte mit einem herzlichen Gebete und hierauf legte man sich schlafen.

Neunzehntes Kapitel.

Am Tage der Konfirmation.

Der geneigte Leser kann schon aus der ungleichen Vorbereitung dieser beiden Mädchen schließen, daß sie auch in

ungleicher Gemüthsstimmung bei der so wichtigen, ernsten Feier ihrer Konfirmation erscheinen werden.

Der Pfarrer war gewohnt, seine Konfirmanden vorerst noch im Pfarrhaus zu versammeln und sie dann zur Kirche zu geleiten. Zur angesetzten Stunde waren alle da, nur Lise und Chleffe fehlten noch. Lise, obgleich sie weiter Nichts zu thun hatte, konnte mit Ankleiden fast nicht fertig werden und Chleffe mußte ihr behülflich sein. Endlich erschien sie, gerüstet wie eine vollständige Dame. Und als der Zug zur Kirche begann, schaute sie links und rechts, ob sie die Leute und besonders die jungen Bursche auch beobachten und welchem von diesen sie am besten gefallen möchte. Wirklich machten ein paar, als sie an ihnen vorüber kam: „Bst." Und sie drehte das Köpfchen um und lächelte ein wenig.

Salomeli hingegen trat in ihrer gewohnten Bescheidenheit auf. Alle ihre Züge trugen das Gepräge eines tiefen, religiösen Gefühls und wahrer Andacht.

Der Pfarrer hielt eine ergreifende Rede; Lise aber schien von Allem nichts zu hören und zu verstehen. Wenn die Einen weinten, weinte sie auch, und wenn diese nicht weinten, weinte sie auch nicht.

Salomelis Eltern befanden sich auch in der Kirche und beteten recht inbrünstig für ihr liebes Kind.

Lises Vater war auch da, er saß zuvorderst auf der Emporkirche. Aber er betete nicht, sondern er hatte nur seine Freude an der äußerlich wohlgestalteten Tochter.

Als Denkspruch an ihre Konfirmation erhielt Lise die gutgewählten Worte:

„Ach, daß du es zu dieser deiner Stunde
wüßtest, was zu deinem Frieden dient!"

Salomeli bekam auch einen recht schönen Vers, er hieß:

„Selig sind, die reinen Herzens sind,
denn sie werden Gott schauen!"

Und als diese heilige und feierliche Handlung vorüber war, kehrte wohl Keines so fröhlich und mit so leichtem Herzen nach Hause, wie Lise.

„Jetzt ist's vorbei und jetzt bin ich frei!" sagte sie beim Austritt aus der Kirche zu Chleffe, „und jetz bin ih e neus Maidli! — Wenn nur der Maisonntag noch nicht vorüber wäre!"

Zwanzigstes Kapitel.

Wie Lise nun zeigt, daß sie konfirmirt sei.

Wohl ein halbes Jahr lang erschien Lise fast jeden Sonntag wieder in einem andern Kleid, und was inzwischen wieder Mode wurde, mußte entweder neu angeschafft oder nach dem neuesten Schnitt geformt werden. Hierin ließ ihr der Vater nichts mangeln, denn er hatte Geld, jedoch noch mehr Kredit. Auch sagten viele Leute, es nehme sie doch Wunder, woher der Felshaldenkrämer auch das Geld hernehme, seine Tochter so vornehm auszustatten. Entweder müsse er eine Goldgrube, oder — Gott bhüet is davor! — gar eine Malune haben. Und wenn der Hochmuth vor dem Fall komme, so müsse es dort in allweg noch einen tüchtigen Fall geben.

Es ist wahr, das Mädchen zog Aller Augen auf sich, und viele der jungen Bursche, denen nur äußere Schönheit über Alles ging, prügelten sich um die saubere Lise fast zu tod. Fast jeden Sonntag Nachts entstanden kleinere und größere Gefechte vor Lises Haus. Da wollten immer ihrer neun und zehn hinein und sieben und acht sollten heraus. Und obgleich der Eine und Andere fast bis über die Lenden in Mist und Gülle versank, oder in der Dunkelheit über Krucken und Kräzen hinaus stolperte und dadurch ein oder zwei Bäulen bekam, achtete man es wenig, denn Lise wäre es ja werth gewesen, Leib und Leben zu wagen, um nur

ein freundliches Wort oder einen süßen Blick von ihr zu erhalten.

Diesen gräuslichen Nachtbubenspektakel mußte leider die kranke Mutter gar oft anhören und das machte ihr viel Unruhe und Kummer. Der Vater aber freute sich königlich, zu sehen, daß seine Tochter so außerordentlich begehrt sei.

Auch war in der Runde von zwei bis drei Stunden weder ein Markt noch Tanz, da Lise nicht gesehen ward. Und wer sie da in ihrem Schmuck und Glanz erblickte, hätte ewig nicht geglaubt, daß sie Jahr aus und ein in einer solchen „Sauornig“ lebte, die sogar einen hoffärtigen Hund anekeln müßte. Doch, man weiß ja, daß Lise das Haarkräuseln und Ankleiden viel besser verstand, als waschen, kochen, nähen und den Besen zu führen. Auch konnte sie tausend Mal besser tanzen, als schreiben und lesen; vom Rechnen wollen wir nur gar nicht reden, auch ihrer Weberei nicht mehr gedenken.

In Salomelis Haushaltung geht es immer noch so still und bescheiden zu, wie diese Leute selbst es sind.

Wohl haben sie bisweilen auch Besuche von jungen Leuten, aber merkwürdiger Weise nie von solchen, die sich eines wüsten Thuns gewohnt sind. Auch hier bestätigte es sich: „Gleichs und Gleichs gesellt sich gern.“ Salomelis Vater aber sagte oft: „Dürfen Nachbarn oder andere Leute in einem fremden Hause sich Alles erlauben, ist's gewiß mit dem Hausvater nicht richtig. Da thun diese Leute stets, wie es beim Hausvater Brauch oder Mißbrauch ist.“

Wie das bescheidene Veilchen im Verborgenen blüht und auch im Verborgenen Gutes thut, so war auch Salomeli in seiner Zurückgezogenheit. Manches Scherflein theilte sie den Armen mit und manchen kleinern und größern Dienst von christlicher Nächstenliebe übte sie aus.

Wie Lise Pracht und Eitelkeit und geräuschvolle Freuden

liebte und sich weit und breit bekannt machte, gab Salomeli dem vergnüglichen Stilleben den Vorzug, fühlte sich glücklich und selig bei Gebet und Arbeit und Blumen der Freude gingen ihr auf mit jeglichem Tag.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie es mit der kranken Mutter zu Ende geht.

Der geneigte Leser erinnert sich wohl noch des schrecklichen Auftrittes an jenem Abend in der Felshalden, als Lises Vater wie ein reißendes Thier sich gebehrdete, den Vetter und seine Kinder schlug? — Von jenem Abend an verschlimmerte es sich mit der Krankheit der Mutter von Tag zu Tag.

Sie muß nun gänzlich das Bett hüten. Engbrüstigkeit und Husten plagen sie Tag und Nacht; sie hat wenig Ruhe und sieht aus wie ein Marterbild. Gottlieb und Ulrich stehen fortwährend um ihr Bette beschäftigt, ängsten und bekümmern sich um das Leben ihrer theuren Mutter. Mit ihr sehen sie all ihre Freuden und ihr Glück dahin sterben und wünschen, daß auch sie mit ihr aus dieser trübseligen Welt gehen könnten.

Aber Lise ist immer noch diejenige, welche kein Herz für ihre Mutter hat, sie lebt täglich mehr der Eitelkeit und aller Ausschweifung, daher mußte von jenem Tage an Kathrine ins Haus aufgenommen werden, weil das eigene Kind die Mutter nicht gehörig pflegen wollte.

So schwach und elend die Mutter sonst war, hoffte sie doch immer, wieder gesund zu werden. Ach, der Tod war ihr um der beiden Knaben willen gar schwer und bitter. Sie wünschte nur noch ein paar Jahre zu leben, bis die Buben erzogen wären. So wollte sie sich immer aus den Armen des Todes winden und seufzte tausend Mal: „Ach, Herr, nimm mich nicht hinweg in der Hälfte meiner Tage!“

Aber es gab dann auch wieder Stunden, in denen es

ihr vorkam, als ob sie nur kurze Zeit noch zu leben hätte und sich dann gedrungen fühlte, Lise noch einmal recht an's Herz zu reden.

So ließ sie eines Morgens Lise zu sich an ihr Krankenbett in die Kammer herauf kommen. „Lise," sprach sie mit schwacher Stimme und ergriff ihr die Hand, „siehe deine sterbende Mutter und bedenke, was ich leide und um deinetwillen schon viel und schwer gelitten habe. Aber du, mein Kind, du könntest mir eine schwere Bürde vom Herzen nehmen und mir das Sterben leicht und furchtlos machen, wenn du umkehren würdest vom Pfade der Sünde, daß wir uns einst wieder sehen könnten im Himmel, an Gottes Thron. Siehe, mein Kind, noch nie warest du mir so inniglich lieb, wie jetzt in diesem Augenblick; ich möchte mein Leben für dich lassen, um dich glücklich zu machen. Darum bitte ich dich um Christi willen, um des jüngsten und letzten Gerichtes willen, kehre doch um! kehre um und werde ein gutes Schäflein dem treuen Hirten deiner Seele, der dich liebt und um dich trauert, weil du ihm nicht angehören willst. O, wenn du einmal dem Grabe so nahe stehen wirst wie ich, wenn die Welt mit all' ihren Freuden von dir flieht, die Sonne zum letzten Mal dir aufgeht und dich bald die lange, lange Nacht des Todns umfängt. — O, bedenke mein Kind, wie dir dann zu Muthe sein werde!? — O, daß du es fühltest, wie das Sterben so wichtig ist! wie unser Leben mit all' seinem Thun und Lassen tausend Mal an uns vorüberzieht und uns dann Manches so ernst und wichtig erscheint, was wir in gesunden Tagen für gering geachtet haben. Darum, mein Kind, um Gottes Willen kehre doch um und suche dir ein sanftes Todbett zu bereiten! Obgleich du noch jung und gesund bist, könntest du ja noch vor mir zu Grabe gehen. — Unser Leben hängt an einem Faden, — wie bald kann er brechen! — — O, wie Vieles, Vieles hätte ich dir noch zu sagen, aber ich bin zu schwach und vermag nicht weiter zu reden."

„Nur Eines noch: Reiße dich mit Gewalt los von deinen

bösen Gespanen, die dich mit sich selbst ins Verderben stürzen und bewerbe dich um des guten Salomelis Freundschaft. Versprich es mir, mein Kind, und rufe unsern Herrgott um Kraft und Stärkung an. O, wie leicht und ruhig würde ich dann sterben!"

Lise weinte und schluchzte, die Mutter hielt sie noch immer fest bei der Hand, als ob es ihr dadurch möglich wäre, sie auf den rechten Weg herüber zu ziehen und blickte sie schmerzvoll und mit unendlicher Liebe an. Und in schwerem, hartem Kampfe drückte Lise die Worte heraus: „Ja, Mutter, ich will dir folgen." „Dazu verhelfe dir Gott!" sagte die Mutter, ihr Auge zum Himmel gewendet. „Nun werde ich mit leichterm Herzen von hinnen gehen."

Lise stand noch weinend an dem Krankenbette der Mutter und schien den liebreichen Zuspruch beherzigen zu wollen. Nach tausend Seufzern und Thränen sagte sie endlich mit viel bewegter Seele: „Aber, Mutter, du mußt denn auch nicht Alles glauben, was die Leute Schlimmes über mich sagen, es gibt ja gar so gottlose Lugenmäuler. Ich bin gewiß nicht so bös wie du meinst." „Dann gut, mein Kind," erwiderte sanft die Mutter, „je weniger weit du dich vom Wege der Frömmigkeit verirrt hast, je bälder wirst du wieder zurück sein."

Die Mutter vermochte nicht weiter zu reden, es überfiel sie ein leiser Schlummer und Lise schlich sich in die Stube hinunter, nahm das Habermännli vom Gestell herunter, setzte sich hinter den Ofen und las laut und andächtig: „Gebet eines Kranken", „Gebet, wenn man zur heiligen Kommunion gehen will", „Gebet eines Soldaten", „Gebet einer Wittwe" ꝛc. ꝛc. Las fast den ganzen Vormittag, las fast das ganze Büchlein zu Ende und las bis sie heiser ward.

Und als Lise zu Mittag gegessen hatte, legte sie hastig den Löffel weg, lief zu Salomeli hinauf und wollte auf der Stelle Freundschaft mit ihm machen; meinte, Salomeli sollte augenblicklich mit ihr nach Hause zur Stubete kommen, sie

wolle ihm ihren Kasten, ihre Kleider, ihre vielen Ohr- und Fingerringe zeigen; in einigen Wochen sei es Baumermarkt, dann wollen sie doch mit einander hingehen, sie wäre ihr der liebste Gespanen. Salomeli aber erwiderte gutmüthig, daß sie eben keine Zeit finde zur Stubete zu gehen, sie müsse weben, damit sie ihren wöchentlichen Rast nicht versäume. Auch an den Baumermarkt gehe sie nicht, sie wisse ja wohl, daß ihre Großmutter gestorben sei.

Diese Entschuldigungen kamen Lise recht fremd und sehr närrisch vor. Von solchen Dingen schien sie keinen Begriff zu haben. Auch fühlte sie sich tief beleidigt, daß Salomeli nicht sogleich all ihren Wünschen entsprach, begab sich alsbald, mit vieler Abneigung gegen das gute Kind, wieder nach Hause, und Salomeli und ihre Mutter ließen sie eben nicht ungerne laufen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Mutter Tod und was ihre Ermahnungen an Lise gebessert haben.

Mit leisen Schritten nahte sich der Herbst; das frohe und laute Leben des Sommers zerfloß allmälig in eine wehmüthige Stille, die sich hinzog durch die ganze Natur. Die meisten Feld- und Wiesenblumen waren schon zu Grabe gegangen und auf den kahlen Matten blühte nur noch still und einsam die blasse Zeitlose. Durch Baum und Gesträuch seufzte ein kühler Wind, und von seinem scharfen Hauche fielen die bunten Blätter auf welkes Gras und Moos. Aus Busch und Wald hörte man noch hie und da eines schüchternen Vögleins leises und trauriges Abschiedslied und dem kurzen Tage folgte schon eine lange Nacht. Hoch auf den Bergen hielt schon der Winter sein großes Leichentuch bereit und rüstete sich, die Erde in ihren Todesschlummer sanft einzuhüllen.

Und über dem Krankenbette der Mutter schwebte der Engel des Todes, um der Sterbenden die Augen zu schließen.

Aber je augenscheinlicher ihre Lebenskräfte dahin schwanden, je mehr klammerte sich die arme Mutter an die Hoffnung, daß es sich wieder mit ihr bessern werde.

Wirklich gab es Stunden und Tage, da es ihr recht ordentlich ging, sie mochte essen, fühlte sich leicht und meinte, wenn sie nur nicht so schwach wäre, sie wollte aufstehen und arbeiten. Aber dennoch schaute ihr der Tod aus den Augen, und der häufige Schweiß und die angeschwollenen Füße waren deutliche Anzeichen, daß ihr Leben schon in der nächsten Stunde auslöschen könnte, was auch der Arzt vorläufig dem Vater zu verstehen gegeben hatte, weßwegen dieser auch schon seit ein paar Wochen nicht mehr hausierte, sondern daheim blieb. Bisher aber hatte er der Mutter noch keine besondere Theilnahme bewiesen; es schien, als ob er froh wäre, wenn sie nur bald stürbe.

Und nun ist's Baumermarkt und gar liebliche Herbstwitterung; man hört sogar aus dem nahen Wäldchen eine Amsel singen und Schmetterlinge fliegen umher. Auf diesen Tag freuten sich jüngere und ältere Leute schon lange, denn da gibt's zu essen und zu trinken, zu kramen — und — zu tanzen, und Mancher hat das ganze Jahr hindurch kein anderes Freudenfest als dieses.

Unsere Lise muß es gewiß tief schmerzen, wenn sie die Leute so fröhlich und festlich gerüstet vorbeigehen sieht und sie nun zu Hause bleiben muß? Doch nein! jener innige Zuspruch von ihrer kranken Mutter hat gewiß ihren Leichtsinn ein wenig geändert, sie hat ja hernach auch gar eifrig und laut gebetet und wird es auch seither noch täglich gethan haben? — Und hat sie nicht der Mutter versprochen, sich zu bessern? — und wird's auch gehalten haben? —

Ach, daß dem so wäre! aber Lise ist noch die nämliche

Lise. Ehe würde die todtkranke Mutter heute noch von ihrem Todeslager gesund aufstehen, als daß Lise sich jetzt schon um ein Haar besserte. Dazu bedarf es mehr als des Bittens und Flehens einer sterbenden Mutter. Eine solche Besserung des Geistes erfordert vorerst Mittel, die dem Leibe wehe thun und lange Zeit wehe thun. Freilich paßt nicht immer Eines für Alle; aber doch oft für Viele.

Aber Lise hat heut eine schwere, schwere Prüfung durchzumachen; ist auch wirklich in hartem Selbstkampf begriffen, denn gerade als ob es darauf abgesehen wäre, ist die Witterung so außerordentlich schön und einladend, draußen ein wenig frische Luft zu schöpfen. Was aber das Wichtigste ist, so befindet sich ihre Mutter diesen Morgen recht ordentlich wohl. Lise weiß aber auch ganz gut, daß ein solches Wohlsein bei der Mutter nur vorübergehend ist, weiß, daß man ihr schon ein paar Mal zum Ende gelaufen ist, und daß es jeden Augenblick mit ihr aus sein könnte. — Und doch beredet sie sich jetzt, es könne noch Wochen und Monate so im Gleichen fortgehen oder endlich gar wieder bessern, wie es bei noch Elendern schon der Fall gewesen sei. Sie schaut durchs Fenster. — Ei, wie ist der Himmel so blau, wie scheint die Sonne so warm und wie trocken, sogar staubig sind Weg und Steg! Alles wie mitten im Sommer! Und siehe, wie dort muntere Jünglinge und Jungfrauen, fröhliche Mädchen und Knaben, lachend und scherzend, über die sonnigen Berge dahinziehen nach Bauma, auf den Markt. —

Harte, schwere Prüfung für ein Herz wie Lise eins hat, — das sich keiner Entbehrung gewohnt ist, immer nur genießen möchte, was das Leben Schönes und Lustiges darbietet. Wahrhaftig, das arme Kind weiß weder ein noch aus, und Seufzer, gar ängstlich und schwer, drängen sich heraus, als ob ihr ein Berg auf dem Herzen läge. Sie will ein wenig frische Luft schöpfen und begibt sich ins Freie. Hinten an der Scheune wirft sie sich bang und trostlos auf die Erde, weint und jammert, wie unglücklich sie sei, wie in

Bauma sich heute Alles freuen könne und sie müsse traurig daheim sein. — Nein, auf der ganzen Welt sei gewiß Keines so übel daran, wie sie; blickte dann mit Thränen zu dem wolkenlosen, lachenden Himmel hinauf und hörte mit unbeschreiblicher Wehmuth aus dem nahen Gebüsch die Amsel singen. Aber hier fand sie keine Ruhe und dort keine Ruhe, und in und um das Haus keine Ruhe — meinte, wenn sie nur am Baumermarkt wäre, dann würde es ihr schon wieder besser und leichter werden. — Armes Kind, wie schwer mußt du es büßen, daß dich dein Vater nicht entbehren gelehrt hat! Immer unglücklicher fühlte sie sich und schlich umher, wie der Schatten an der Wand.

Und das besorgte Vaterauge hatte des Kindes Herzenleid gleich gesehen. „Ach, wie dauert mich das gute Kind!“ seufzte der Vater, als er Lise so sehr niedergeschlagen draußen an den Fenstern vorüber gehen sah. „Wie tief gehen ihm der Mutter Leiden zu Herzen! Sie thut ja gerade wie ein alts Mensch.“ Und als Lise weinend herein kam, ging ihr der Vater entgegen, führte sie zum Tische, sprechend: „Tröste dich, Lise, und laß dir der Mutter Schicksal nicht gar zu tief zu Herzen gehen, du könntest ja gar selbst noch krank werden. Siehe, es geht der Mutter ja recht ordentlich, vielleicht könnte sie wieder gesund werden.“

Lise klagte hierauf, wie entsetzlich bang es ihr sei; sie meinte, wenn sie nur in den Sternenberg hinauf ein wenig zur Stubete gehen könnte, würde es ihr viel leichter werden. Es war dem Vater so nicht ganz recht, denn er wußte zu gut, wie bald es sich mit der Mutter ändern könnte, und wenn sie sterben müßte und Lise allein nicht da wäre, könnten die Leute Allerlei sagen; sie reden ja ohne dieß mehr als nöthig sei. Aber er war eben nicht gewohnt, seinem Kinde eine Bitte abzuschlagen oder einen Wunsch unerfüllt zu lassen; daher erlaubte er ihr zu gehen, aber sie müsse heimlich von Hause fort, die Mutter und die Buben dürfen es nicht wissen, auch solle sie Acht haben, daß sie sonst Nie-

mand sehe, sonst würden ja die Leute meinen, sie ginge zu Markt, und soll doch vor Nacht wieder heim kommen.

Plötzlich schien sich Lise viel wohler zu fühlen; sie versprach dem Vater, treulich zu thun, wie er befohlen habe, nahm dann einen großen Handkorb und sagte, sie wolle gerade noch zerrissene Kleider der Nähere bringen. „Dann ist's recht," sprach der Vater, „so wird dann Niemand ahnen, daß du etwa auf den Markt gehen wolltest. Nach wenigen Minuten hatte sich Lise ein wenig umgekleidet, versprach dem Vater, bald wieder zu kommen und eilte dann heimlich fort.

Aber, so wohl sich sonst die Mutter am Morgen und Mittag befand, eben so sehr verschlimmerte es sich mit ihr gegen Abend. Der leidige Husten begann sie zu plagen, wie noch selten; und war dieser vorüber, stellten sich Ohnmachten und herbe, herbe Bangigkeiten ein. Kurz, es schien, als ob gerade der heutige Tag zu ihrem Todestag bestimmt wäre.

Und die arme Mutter ahndete dies nun auch selbst. Es ward ihr plötzlich, als ob ihr Jemand ins Ohr sagte: „Heute mußt du sterben." Darum wurde es ihr wiederholt sehr bange, und ihr blasses, leidendes Angesicht trof von kaltem Todesschweiß.

Wehmüthig und ängstlich schaute sie umher und ihr gebrochener Blick ruhte endlich steif auf den beiden Knaben, Ulrich und Gottlieb, welche trostlos weinend am Bette standen.

„Mutter, stirb doch nicht, stirb doch nicht!" schluchzten sie und sanken mit dem Angesicht auf der Mutter Bett hin. Und es ergriff die Mutter zum Weinen, aber sie hatte keine Thränen mehr. Mit beiden Händen faßte sie der Knaben Hände, drückte sie so fest, als ob eine wunderbare Kraft sie beseelte, als ob sie gesund wäre und sprach mit tief ergriffenem Herzen: „Behüt euch Gott, mein lieber, lieber Ulrich und Gottlieb!" — Hier mußte sie inne halten, denn die Knaben, Kathrine und auch der Vater weinten nun gar zu

laut. Sie winkte mit Aug und Hand, ruhiger zu sein, und dann fuhr sie mit schwacher Stimme fort, die Knaben noch immer bei den Händen fassend: „Ja — ich muß sterben, mein Todesstündlein hat geschlagen. — Ach, daß ich euch Beide mit mir in die Ewigkeit hinüber nehmen könnte; dann würdet ihr vielem Kreuz und Kummer abkommen. Aber ich muß euch zurücklassen in einer Welt, die ein Jammerthal ist, und in einem Haus, worin es bitter zu leben ist." — Hier warf sie dem ängstlichen Vater einen langen, langen, unaussprechlich vielsagenden Blick zu. Sie wollte noch weiter reden, aber sie hatte sich schon zu sehr angestrengt und versank in einen leisen Schlummer. Nun meinten Alle, jetzt liege sie in den letzten Zügen, und das Wehklagen der beiden Knaben ward herzzerreißend. Der Vater lief ängstlich hinaus, den Nachbar Heiri suchend, ihm zu sagen, er möchte eiligst in den Sternenberg hinauf und Lise heim holen, auch seinen Schwager im Höhstock berichten; denn die Mutter sei am Sterben. Heiri ließ Alles bei Seite und lief fort.

Und als der Vater wieder in die Kammer trat, öffnete die Mutter langsam die Augen, blickte umher, als ob sie Jemand suchte, und fragte dann: „Wo ist Lise? —" Verlegen antwortete der Vater, sie werde gleich kommen, ging und rief aus der Thüre: „Lise! Lise!" und trat dann wieder an der Mutter Bett.

Hierauf reichte die Sterbende auch ihm die Hand und sprach mit tief bewegter Seele und vielem Nachdruck: „Vater, wir haben nicht gut und nicht glücklich zusammen gelebt, und das macht mir das Sterben schwer. O, wenn du es wüßtest, was Sterben heißt! — Ach, Vater, wie sieht man sich zu tausend und abermal tausend Dingen verspätet. Die Lebensuhr ist abgelaufen, die vielen, vielen Stunden kehren nicht wieder, die wir weiser und besser hätten benützen können. Vater — Sterben ist unendlich wichtig. Wir sollten in gesunden Tagen sterben, dann könnten wir auf dem Todbett nur einschlafen. Aber ich glaube, der Herrgott habe mir

verziehen, denn ich habe viel und ernstlich zu ihm gebetet. Vater, sorge, daß dir der Todesaugenblick nicht so bitter werde. Sei ein besserer Vater deiner Kinder, da kannst du viel vergüten. Wie Vieles wollte ich besser machen, wenn ich wieder gesund würde und nur ein einziges Jahr noch leben könnte. Höre noch ein Mal, Vater, und glaube, daß das Sterben wichtig sei! Verzeihe mir!"

„Verzeihe du mir auch!" schluchzte der Vater, „ich werde gewiß thun, was du mir gesagt hast." Hierauf wandte sie sich wieder zu Ulrich und Gottlieb, ermahnte sie, recht zu thun und dem Vater zu folgen, und dann werden sie Alle nach kurzer Zeit im Himmel wieder zusammen kommen." Auch dankte sie gerührt und herzlich der guten Kathrine für ihre Sorge und Mühe um sie und bat den Vater, sie dafür doch angemessen zu belohnen.

„Aber warum kommt Lise immer noch nicht?" fragte sie abermals. „Will sie in meinen letzten Augenblicken noch gleichgültig gegen mich sein? — Kommt sie nicht bald, werde ich sie nicht mehr sehen." Und hier eilte der Vater abermals hinaus und rief: „Lise! Lise!" damit die Mutter meinen sollte, sie wäre nicht von Hause fort gegangen. Er schaute sich fast die Augen aus nach dem Fußsteig hin, von wannen sie kommen sollte, aber sie kam nicht.

Und als er wieder in die Kammer trat, lag die Mutter wie gestorben da, denn sie hatte sich durch Reden all zu sehr angestrengt. Kathrine betete die Sterbensseufzer. Endlich legte sie das Buch weg, bückte sich über die todtblasse Mutter und nach einer Weile sagte sie, sie verspüre keinen Athem mehr. Da rief ihr Eins um's Andere: „Mutter! — Mutter! —" Aber sie hatte schon ausgeathmet und war sanft im Tod entschlafen.

Ach, wie die verwaisten Knaben sich noch an die theure Leiche ihrer Mutter anschmiegten und in ihrem Schmerze meinten, nun haben sie Alles, Alles verloren; denn der Gedanke an ihren Vater, war ihnen kein Trostgedanke. Und

wenn sie an Gott dachten, so meinten sie in diesem Augenblick, er hätte ihnen die gute, liebe Mutter nicht wegnehmen sollen.

Gewiß, wer diese trostlosen Knaben sah, der mußte weinen mit ihnen.

Nun trat der Vetter vom Höhstock, fast außer Athem, herein; denn er hoffte seine Schwester noch lebend zu treffen. Die beiden Knaben fielen ihm um den Hals, schluchzten und weinten: „Die Mutter ist gestorben! die Mutter ist gestorben!" Es war, als wollten sie ihn bitten: „Vetter, sei du unser Vater!"

Dem Vetter that der Tod seiner einzigen Schwester unaussprechlich weh; der Schmerz der beiden Knaben war auch sein Schmerz, daher es ihm unmöglich war, sie zu trösten.

Und während die Mutter mit dem Tode rang, nun als Leiche da liegt und Alle um ihr Bette stehen und weinen, befindet sich die lose Lise in Bauma, auf einem Tanzboden, walzert und gallopirt wie besessen, und Horn und Trompete schallen darein, daß es wiederhallt von Berg und Thal. Die Tanzbegierde und die unersättliche Genußlust hatten auch zu solch ernster Zeit das leichtsinnige Mädchen jeglicher Pflicht und alles Anstandes vergessen gemacht, sie sogar dahin verleitet, ihren lieben Vater listig zu hintergehen. Statt, wie sie vorgab, der Näherin Kleider zum Flicken zu bringen, hatte sie ihren besten Sonntagsstaat in den Korb gepackt, zog ihn bei Zeindlimacher Gumperli an, wo sie Chleffe noch angetroffen und dann mit einer lustigen Gesellschaft zu Markte ging.

Nun ist's ihr seelenwohl und all ihr Verlangen geht dahin: „Wenn's immer so wär!

Aber so eben tritt ein Mann, keuchend und mit schweißtriefendem Angesicht, in den Tanzsaal; — seine ängstlichen Blicke scheinen Jemand zu suchen. — Dieser Mann ist der

Nachbar Heiri; er hatte im Sternenberg erfahren, daß Lise zu Markt gegangen sei und war eben nach Bauma geeilt, sie aufzusuchen und nach Hause zu holen.

In diesem Augenblick hüpft Lise mit ihrem lustigen und eleganten Tänzer an ihm vorüber — er winkt ihr, aber sie achtet ihn nicht. — Sie schwebt abermals an ihm vorbei — er will sie an ihrem hochfliegenden Kleide packen; aber husch ist sie wieder weg und in einer andern Gegend des Saales. Es kam ihm vor, als ob sie ihn nur necken und spottend sagen wollte: „Nur ein Tänzel oder zwei, dann geh ich gleich hei." Er mußte wenigstens zuwarten, bis die begonnene Tour beendigt war.

Aber der Unmuth ergriff ihn so sehr, daß er Lise alles Uebels anwünschte und meinte, es wäre kein Schaden, wenn sie bei ihren Sprüngen den rechten oder linken Fuß ausränkte und in ihrem ganzen Leben nie mehr tanzen könnte. So dachte er in seinem Aerger über Lise. Dann ergriff ihn wieder tiefe Wehmuth, wenn er der sterbenden Mutter gedachte und hier Alles so in Jubel und Freude sah. Es kam ihm vor, als ob es in der großen Welthaushaltung doch recht kurios zugehe. Aber, dachte er dann wieder, Tausende von denen, welche da drüben im Kirchhof ruhig liegen und schlafen und kein Glied mehr bewegen, haben einst hier eben so munter gewalzeret, wie diese — das ist des Lebens Gang. Aber ein leichtsinnigeres Herz könne niemals gelebt haben, als wie Lise eines sei.

Und jetzt hörte plötzlich, wie mit einem Streich abgeschnitten, die Musik auf; die Tanzenden hielten inne, ächzten, trockneten sich den Schweiß ab, fächelten Kühlung mit den Nastüchern; einige der Herrchen und Frauenzimmerchen schlarpten und hanggleten gebückt, mit herunter hängenden Armen und müden Beinen zum Tisch, plätschten lachend und mit einem tiefen, tiefen Ach auf die Bank nieder.

So that auch Lise, am Arme ihres vom Schweiße trie-

fenden Tänzers, welcher ihr, der Schmachtenden, ein Glas Wein reichen wollte.

Endlich gelang es Heiri, sich durch den Gräbel hindurch zu winden und zu Lise zu gelangen, wobei er sich noch manchen Puff und Stoß mußte gefallen lassen. Dadurch noch eifriger gemacht, packte er Lise beim Arm und riß sie auf die Seite. Ihr Tänzer, er war ein Bruder Ravensburger, hatte so eben, mit süßlächelndem Antlitz, ein Glas Wein zum Munde geführt und bemerkte das plötzliche Verschwinden seiner Tanzjungfer mit Entrüstung. Blitzschnell eilte er auf gleichem Wege der Entflohenen nach, erhaschte sie auf der Hausflur, faßte sie beim Arm, versetzte dem sonst gutmüthigen Heiri eine tüchtige Ohrfeige und wollte Lise wieder in den Saal zurück führen. Heiri erwiederte eben so schnell die erhaltene Ohrfeige mit einem tüchtigen Stoß, so daß der Bruder Schwabe rücklings an eine halb geöffnete Thüre hin fuhr und in das geräumige, heimliche Gemach hinein purzelte. Mit vieler Behändigkeit zog Heiri die Thüre zu, schob den Riegel vor, trieb Lise vor sich hin die Treppe hinunter und den Markt hinauf bis zum Kirchhof. Dort stand er stille, trocknete sich den Schweiß ab und ächzte und seuzte. Lise vermuthete, sie sei wahrscheinlich verrathen und der Vater lasse sie nach Hause holen. Dann aber sagte ihr Heiri mit größtem Eifer und Ernst, warum er da sei, daß sie vielleicht ihre Mutter nicht mehr am Leben antreffe, die noch so sehr nach ihr verlange; hielt ihr auch ihren schändlichen Leichtsinn vor, wie sie ihren Eltern und andern Leuten so viel Mühe und Verdruß mache.

„Doch, lauf, lauf!" mahnte er eiligst, „sonst geht die Sonne unter, ehe wir auf dem Berge sind. Und was wird dein Vater sagen, wenn er vernimmt, daß du zu Markt gegangen bist? er meinte, du seiest nur im Sternenberg oben. Lauf, lauf!"

Man sah es Lise wohl an, daß ihr eine solche Drohung wenig Angst mache; denn sie wußte aus hundert Erfahrungen,

daß ihr der Vater wegen solchen Dingen kaum einen Vorwurf machen werde. Es that ihr nur leid, so plötzlich und auf so unmanierliche Weise aus ihrer süßen Belustigung heraus gerissen worden zu sein und sie seufzte deswegen wiederholt: „Ach, daß die Mutter heute sterben muß!"

Und als sie oben auf dem Berge waren, schaute sie noch mehrmals mit Wehmuth zurück in das lustige Gewühl des Marktes hinunter und gedachte wohl auch an ihren Bruder Ravensburger, was der mache u. s. w. Heiri aber trieb sie unaufhörlich vorwärts, gegen Schindlet hinauf. Im Hinterwald aber mußte er es geschehen lassen, daß sie ihre Kleider wechsle, was aber nur einige Minuten andauerte, und dann setzten sie behende den Weg weiter fort.

Es war ein gar stiller, freundlicher Herbstabend, geeignet, ein fühlendes Herz zu ernsten Betrachtungen zu stimmen. Wie in die lieblichste Rosenfarbe getaucht, blühten im Glanze der sich neigenden Sonne die braunen Felsen des Hörnli, die niedrigen Bogenfenster des Kirchleins im Sternenberg flammten wie ein loderndes Feuer, rings umher läuteten die Heerdenglocken auf Wiesen und Waiden, und oben auf dem Berge sang ein Hirtenbüblein mit fröhlicher Stimme:

„Goldne Abendsonne,
Wie bist du so schön!"

Heiri fühlte diese erhebende Abendfeier tief im Herzen und er sprach zu Lise, als sie den Hügel hinunter ihrer Hütte zueilten: „Wenn es deine Mutter im Himmel oben so schön antrifft, dann ist's ihr doch wohl." Und alsbald fing die Amsel im Gebüsche wieder an zu singen. Heiri sprach: „Diese singt traurig. Singt sie vielleicht deiner Mutter das Sterbenslied? —"

Lise war sehr kleinlaut und schritt mit gesenktem Blicke davon.

Bei Hause angekommen, trafen sie draußen die Buben an, welche still weinend unter dem Ahornbaum saßen. Rasch

eilte Lise an ihnen vorüber und erkundigte sich nicht nach dem Befinden der Mutter. Heiri aber stand still und fragte, wie es der Mutter gehe. Gottlieb konnte vor Schluchzen nicht antworten, Ulrich aber berichtete, daß sie vor ein paar Stunden gestorben sei und schon angekleidet oben in der Kammer liege.

Heiri begab sich gleich hinauf und fand Lise, fern von der Leiche der Mutter, auf einem Troge sitzend, das Angesicht verhüllt, weinend und heulend, als ob sie von Sinnen wäre. Aber es war zweifelhaft, ob dies Geschrei dem Tode ihrer Mutter oder der verlornen Lustbarkeit des Marktes gelte. Auch jetzt klagte sie: „Ach, daß sie heute sterben mußte!“

Heiri betrachtete indeß die gestorbene Mutter; Thränen flossen über seine gefurchten Wangen und er seufzte: „Tröste Gott deine arme Seele! du hast viel Ungemach erlitten, man sieht's dir jetzt noch an, denn du siehst so leidend und traurig aus. Es ist gut, daß du Alles überwunden hast.“

Und der Vater trat zu Lise hin, faßte sie bei der Hand und sprach in heißen Thränen: „Lise, wir sind verwaist! Ach, was soll ich nun anfangen? — Doch, du bist noch mein einziger Trost. Du hast Verstand und Geschicklichkeit. Ich denke, du werdest von nun an das Hauswesen treu besorgen und die Mutter selig ersetzen. Nicht wahr, Lise?“ Sie gab keine Antwort und weinte immer heftiger, so daß man sie auch außer dem Hause hören konnte.

Und die Leute draußen sagten: „Höret doch, wie Lise schreit! Sie hat Ursache; sie hat's ihrer Mutter schandbar gemacht, konnte sie noch in ihren letzten Augenblicken verlassen und heimlich an den Markt springen. Wenn ihr das Heulen nur von Herzen geht und sie sich bessert.“ —

Und drinnen im Hause hätten der Vetter und der Heiri der Lise und dem Vater so gerne ein Wort ans Herz geredet; aber Beide gedachten des schrecklichen Auftrittes an jenem Abend und wollten lieber schweigen. Nur leise sagte der Vetter zu Heiri: „Verblendete Eltern wollen keine

Wahrheit über ihre Kinder hören, bis ihnen das Unglück die Ohren und Augen öffnet. Bis dahin bilden sie immer eine Schanze vor dem Herzen ihrer Kinder und wehren Allem ab, was einen wohlthätigen Eindruck auf sie machen könnte. Wir müssen in Gottes Namen das verwöhnte Kind dem Schicksal überlassen und denken: der Herrgott werde sie noch mit Kreuz und Trübsal heimsuchen und dadurch beten und arbeiten lehren."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie auf dem Wege der Frömmigkeit des Hauses Wohlstand sich täglich mehrt.

Seit dem letzten Besuche bei unserm Salomeli sind abermals ein paar Jahre verstrichen. Auch bei diesen stillen Leuten sind Veränderungen vorgefallen, jedoch nur solche, welche ein geregeltes Leben und etwa das vorgerückte Alter mit sich bringt.

So scheint der ehrliche Hausvater viel rüstiger und kräftiger zu sein, als er's vor zehn und zwanzig Jahren gewesen ist, was erstens daher kommen mag, weil er es in ökonomischer Beziehung immer besser hat, weil seine Schulden fast gänzlich abgetragen sind und ihm keine schlaflosen Nächte mehr verursachen; denn sein Geldgewinn hat sich in diesen Jahren bedeutend vermehrt, er handelt nun nicht mehr bloß mit Kellen und Körben, sondern mit allerlei Kurzwaaren, und handelt auch hierin ohne Betrug, weßwegen er auch, vor hundert andern Krämern aus, die meisten Kunden hat. Jeder, der ihm einmal Etwas abgekauft hat, kommt gewiß wieder, und wenn er auch schon etwas mehr dafür bezahlen muß; denn gute Waare kann man nicht so wohlfeil geben, wie schlechte.

Zweitens ist er weder ein Bränztrinker, noch Weinsäufer, weder ein Kärtler noch Kegler, sondern er lebt hübsch

ordentlich und mäßig, ist deßwegen auch so gesund und kräftig, hat Geld und Kredit mehr als er begehrt, ist fröhlich, alleweil bei gutem Verstand und sitzt immer fester im Sattel.

Und dies einfache und leicht faßliche Verfahren, wie es dieser Mann übt und treibt, bringt eben den großen Segen, der seines Hauses Wohlstand täglich mehrt.

Und doch meinen viele Leute, auf solch ehrlichem Wege könnten sie kaum das kalte Wasser verdienen, nur dann sei Was zu gewinnen, wenn man bald Diesen, bald Jenen recht bürsten könne.

Aber ein solches Bürsten nimmt stets ein Ende mit Schrecken. Der Bürster kann unversehens auch wieder gebürstet werden, und endlich bürstet ihm Einer all sein Geld und mit diesem Ehre und guten Namen weg. Oder ist's nicht so? —. Bedenkt's ein wenig, ihr tausends Bürster zu Stadt und Land, reich und arm, gelehrt und ungelehrt, vornehm und gering, und meint nicht immer, nur ihr müsset leben; nein, seid gescheider und denket: „man müsse auch leben lassen."

Aber so wohlweinend und aufrichtig der gute Jörrli ist, so muß er leider auch Leute haben, die ihm sein sauer erworbenes Eigenthum nicht gönnen mögen, und welche sagen, er sei geizig, ein Kümmispalter u. s. w. Aber da urtheilen sie ganz falsch, wie es beim Richten über Andere zu gehen pflegt. Jörrli ist nicht geizig, sondern nur hauslich und sparsam, ist dienstfertig und theilt nach Kräften auch den Armen mit. Aber er läßt halt seine Gutthaten nicht ausposaunen.

Und wie der Hausvater, so scheinen auch Mutter Marei und Salomeli noch ein Mal so rüstig und munter zu sein; denn auch sie haben es ja viel besser als früher und müssen nicht mehr so gar „ruuch" leben. Man soll nur denken, der Vater hat jetzt zwei Ziegen im Stall und vielleicht giebt es mit der Zeit sogar noch eine Kuh. Es wäre aber schon eine da, wenn der Jörrli weiter hätte strecken wollen, als er

mag langen. In diesem Fall ist er viel, viel gescheider, als tausend Andere, die es leider nicht so machen.

Und als man sah, daß er bald ein vermöglicher und angesehener Mann werden könnte, wollten ihn einmal seine Freunde bereden, er solle doch trachten, Stillständer oder Gemeindrath zu werden. Er sei jetzt ja ein vermöglicher Mann, und auch wegen seiner breiten Postur würde er ganz gut zu einem Gemeindsvorsteher passen; er wäre der brävst von Allen.

Aber der gute Jörrli langte mit munterm Lächeln sein Drücklein aus der rothen Westentasche hervor, bot jedem seiner Freunde eine Prise, nahm selbst auch eine und sprach: „Nach einem Aemtlein gelüstet mich weniger als nach einer Prise Tabak. Ja, ich würde mich meiner schwachen Kenntnisse wegen in's Herz hinein schämen, wenn mich Jemand Herr Stillständer oder Herr Gemeindrath tituliren würde. Was könnte lächerlicher und spöttischer sein, als so ein Aemtlifresser, wie es viele gibt, welche befehlen und regieren wollen, kaum lesen und schreiben können und kaum wissen, was links oder rechts ist, und meinen, wenn sie nur den Titel haben und so recht stolz am Zottelsteckli umher spaziern können, dann seien sie schon das, war sie sein sollten.

„Wenn ich einmal," fuhr er fort, „als bloßer Privatmann meiner Haushaltung und meinen Nächsten und Nebenmenschen nicht mehr nützlich sein kann, dann erst würde ich nach einem Aemtlein streben. Bis dahin aber bleibe ich nur der Jörrli und lasse gerne den Andern ihre Pöstli."

So sprach dieser Mann. Hat er wohl recht geredet? —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wer sich frühe im Kämpfen übt, der kann ein Held werden.

Schon will ein Theil Leute prophezeien, Salomeli gebe ein altes Maidli, denn es sei ja schon zwanzig Jahre alt und

noch ledig; es geschehe ihm aber recht, warum thue es nicht wie andere Maidli, besuche keine Tanzplätze und mache sich nirgends bekannt. Es werde wohl noch aufs Wangener Rieth aben kommen und alte Hosen plätzen müssen.

In allweg sind die meisten Buben und Maidli, welche sich mit ihm haben konfirmiren lassen, schon in der Eh', und fast alle diese sind durch Geigen und Tanzen zum Heirathen gekommen. Jetzt sagen sie aber, sie wollten lieber wieder ledig sein, es sei nicht halb so lustig, wie sie gemeint haben, möchten viel lieber Tanzmusik und Gläserklang hören, als Kindergeschrei. Aber versohlet ist halt versohlet.

Auch sind die meisten schon recht nothig und arm, weil ihnen eben kein Sinn daran gekommen war, daß man im Ehstand doppelt und dreifach mehr brauche und von Nöthen habe, als im ledigen Stand. Und weil sie eben auf eine solch wichtige Zeit nicht hauseten, sondern ihr Geld für Spitzli und Bändeli, Hübli und Korsettli, Ringli und Chetteli, Uhren und Pfife, Güfli und Schnälleli, Wichse und Schlagwasser und für allerhand solcher Gfätterliwaar mehr, ausgaben, noch Schulden machten und auch den Spielleuten für lustige Tänzli manchen Vierbätzner hinwarfen, so sieht man schon manches der jungen Männleins und Fräuleins recht gschlotterig und gschlampig herum stehen, ihre Gänggeliwaaren für ein Spottgeld feil bieten; denn sie sollten Windle-n-und Brüechli, Milch und Mehl kaufen und — haben kein Geld.

Nun möchten alle diese mit dem noch ledigen Salomeli tauschen; aber ehemals, wenn sie mit gellendem Gelächter an seiner Hütte vorüber an ihre verschwenderischen Lustbarkeiten hineilten und Salomeli bei Hause sahen, spotteten sie seiner: „Die hockt alleweil daheim, wie eine alte Frau; so möcht ich's doch nicht;" schauten höhnend zurück und hüpften lustig davon.

Salomeli aber beneidete Keines solcher Freuden wegen, sie hatte zu ihrem größten Glücke edlere Vergnügungen kennen gelernt, solche, die kein Geld kosten und welche man ohne

Reue und Nachwehen täglich genießen kann. Die Arbeit war ihr, wie wir wissen, nicht zur Last, sondern zur Lust gemacht worden; und ist dies nicht ein großes Glück, weil man doch arbeiten muß? — Kam der Sonntag heran, so schmeckte ihr die Ruhe desto süßer, wenn sie an ihre gesegnete und gut vollendete Arbeit zurück dachte und sie wurde dadurch auch recht innig zu einer fröhlich frommen Sonntagsfeier gestimmt.

Wenn die Spötter oft recht verdrüßlich und manchmal sogar geprügelt von ihren rauschenden Vergnügungen wieder heimkehrten, genoß sie tausend Freuden bei ihren Eltern und ihren guten Gespanen, und mochte doch immer zu rechter Zeit arbeiten und beten. „Ja," sagte sie oft zu sich selbst, „die ganze Welt kommt mir vor, wie ein Paradies!"

Obgleich Salomeli in der damaligen Schule nur mechanisch lesen und schreiben gelernt hatte, brachte sie es nachher durch eigenen Eifer doch so weit, daß sie einfach geschriebene Bücher leicht verstehen konnte und in müßigen Stunden auch recht gerne las. An dem war aber der Schulmeister nicht Schuld, so wenig als viele der heutigen Schullehrer Schuld sind, wenn bei verbesserter Methode und größerm Aufwand manche Schüler Nichts verstehen lernen. Das Meiste kommt doch auf den Schüler selbst und die Eltern an.

Salomeli las besonders gerne die lehrreichen Büchlein von Christoph Schmid, welche sie sich aus ihrer Ersparniß angekauft hatte; las dann, besonders an Sonntagabenden, ihren Eltern, dem Anneli und andern Freunden und Nachbarn daraus vor, was bei schöner Witterung stets draußen auf dem Bänklein unter dem großen Birnbaum geschah. Auch verstand sie es, das Gelesene richtig und faßlich wieder zu erzählen. Und das hörten diese Leute viel lieber, als das Lesen selbst, weil sie es so besser verstanden. Ja, da gab es manche Thräne, wenn Salomeli Rosa von Tannenburg, das Blumenkörbchen, das Täubchen, das Kanarienvögelein, Heinrich von Eichenfels 2c. 2c. erzählte. Aber alle Mal setzten die Leute hinzu: „Isch ächt auh wohr? —" Und wenn denn

Alles als wirklich geschehen geglaubt wurde, seufzten Einige: „'S hät doch vor Zite recht gut Lüt g'geh. 'S ist schad, daß s' händ müesse sterbe-n-und nu die Böse dävo cho sind." Und wenn Salomeli dann von all den Leuten gelesen hatte, welche so fromm und gut gewesen waren, wurde es ihr recht sonderbar zu Muthe, sie wünschte nichts so sehr, als eben auch so brav und christlich zu werden, fieng deßwegen auch frühe schon an, gegen böse Versuchungen zu kämpfen und trug auch stets mit Gott den Sieg davon.

Aber Mutter Marei war ihrem Kinde doch ein treuer Schutzengel auf allen seinen Wegen. Jede böse Neigung, auch zu den kleinsten Fehlern, entgingen ihrer mütterlichen Sorgfalt nicht, und jedes Mal suchte sie Salomeli darauf aufmerksam zu machen und sie ihm abzugewöhnen. Und wofür sie bei seinem Heranwachsen am meisten fürchtete, dafür trug sie auch die meiste Sorge; suchte ihm daher gute Gespanen und verhütete mit allem Fleiß, daß es nie in böse Gesellschaft komme, daß ferner bei reger Arbeitslust einem am allerwenigsten böse Gedanken einfallen, wußte Mutter Marei aus eigener Erfahrung. Darum suchte sie ihrem Kinde fleißiges Arbeiten zur Lust zu machen und ihm einen reichen Gewinn für Leib und Seele zu bereiten.

So konnten diese Eltern, ohne allen irdischen Reichthum, ihrem Kinde doch ein recht glückliches Leben schaffen. Darum eben sagte das genügsame und unschuldige Salomeli in seiner Herzensfreude viel hundert Mal: „Ich lebe so gerne! Die ganze Welt kommt mir vor, wie ein Paradies! —" während manches andere Mädchen, von Reue und Gram gequält, zu sterben wünschte.

Aber auf dieser Erde gibts kein Paradies, ohne eine Schlange darin. Und dies mußte Salomeli zur Stärkung seines Geistes und zur Förderung und Erhaltung christlicher Demuth, mit der Zeit auch erfahren.

Es hatte nämlich ein junger, schöner und ziemlich wohlhabender Mensch, aus dem Waldthal herauf, sein Auge auf

Salomeli gerichtet, welcher ihm auf allen Wegen und Stegen nachging und that, als wollte er Leib und Leben für sie lassen.

Es ist wahr, Salomeli sah ihn nicht ungern; denn er war ein hübscher Bursche; sie konnte ihn ja nur mit Menschenaugen betrachten, welche Niemandem ins Herz hinein zu schauen vermögen. Auch wußte man ihm eigentlich nichts Böses nachzusagen, was Salomeli am meisten für ihn geneigt machte.

Und weil sie nie ein Geheimniß vor ihren Eltern hatte, offenbarte sie ihnen auch bald, daß dieser junge Mensch um ihre Hand werbe, und daß sie ihm nicht abgeneigt wäre. Auch den Eltern gefiel er nicht übel; man wisse nichts Böses von ihm, seine Eltern hätten zu leben und so würde er für ihr Salomeli wohl passen, jedoch soll es diesem Gedanken nicht zu sehr nachhängen; wenn es ihm bei dieser wichtigen Sache aufrichtiger Ernst sei, müsse er vorerst bei ihnen anfragen und bis dahin soll es sich weislich hüten vor Allem, was nicht recht wäre und ihm Schaden bringen könnte, was auch Salomeli treu zu befolgen versprach.

Dieser junge Mensch, welcher Konrad hieß, kam den Sommer über fast jeden Sonntag mit Kameraden auf die Matt, gesellte sich bisweilen zu den jungen Leuten auf der Fahrnegg, wo Salomeli auch oft zugegen war, und er nahm auch gerne Antheil an deren fröhlichen Spielen. Man merkte bald, daß ihm Salomeli gewiß lieb sein müsse; denn er meinte, es sei ihm Alles geschenkt, wenn er neben sie hinstehen oder sie bei gewissen Spielen einfangen konnte. Ging man wieder nach Hause, so begleitete er sie jedesmal bis zu ihrem Gärtchen und Salomeli mußte ihm dann noch ein Blumensträußchen geben, was es auch recht gerne that, und die Blumen, welche Konrad besonders liebte, von dieser Zeit an auch besonders pflegte.

Salomeli war bisher von übelwollenden Leuten unangefochten geblieben, aber nun erwachte der Neid einiger junger

Mädchen und Weiber, welche ihr den schönen Konrad nicht gönnen mochten; sie meinten, sie sei vielleicht schon mit ihm versprochen, er sei Tag und Nacht bei ihr u. s. w. Daher wollten sie Nichts versäumen, weder ruhen noch rasten, bis diese Liebenden wieder getrennt wären. Darum wurden in kurzer Zeit die schandbarsten und ehrrührendsten Verleumdungen über Salomeli ausgebreitet, als ob sie die schlechteste Dirne wäre.

Solches that dem zartfühlenden Salomeli anfangs sehr weh, und das Leben wollte ihr schon nicht mehr wie ein Paradies vorkommen. Auch Mutter Marei weinte hierüber manche stille Thräne und das Leben dieser harmlosen Leute wurde sehr getrübt.

„Doch, was kränken wir uns so sehr?" — sagte einmal der Vater, als ihnen wieder eine solche Verleumdung zu Ohren gekommen war. „Können wir's ändern mit unserm Gram? — Das ist ja aller Liebenden Loos, und wenn sie gar Engel vom Himmel wären. Besser ist's, wir setzen uns über dies Alles ruhig weg und bleiben gesund. Unser gutes Gewissen soll uns über alle bösen Nachreden erheben. Das fehlt uns, Gott Lob, nicht, darum wollen wir es auch als ein tägliches Wohlleben gebrauchen. Und übrigens ist ja Salomeli mit diesem Menschen noch weder verlobt noch versprochen, was mögen sie auch schon so wüthen und lärmen, diese einfältigen Leute? Lassen sie doch der Sache ihren Gang. Wenn Gott diese Beiden zusammenführt, wer will es hindern? — Darum, Salomeli, sei du getrost, fasse dich, laß dir nichts Uebels zu Schulden kommen, sei fröhlich, wie vorher, und laß deinen Gram fahren."

So redete der vernünftige Vater und er und die Mutter fühlten sich ziemlich getröstet; aber Salomeli, solcher Erfahrungen ungewohnt, seufzte und weinte noch manchen Tag hindurch. Wohl hatte sie bisher gar manche schöne Geschichte von unschuldig verfolgten Menschen gelesen und gemeint, sie wollte unter solchen Umständen auch so ruhig und christlich

dulden wie jene. Aber das gute Kind fühlte nun tief, daß Lesen und Selbsterfahren zweierlei sei. Aber der Grund und Boden zu christlicher Gesinnung war doch in seinem Herzen schon frühe gelegt, daher es sich bald wieder beruhigen konnte und auch an Niemandem Rache nahm, so sehr es davon bisweilen angefochten wurde.

Nun kam der Schappeliersonntag (das Skapulirfest) der zweite oder dritte Sonntag des Monats Juli, an welchem Tage sich viele der jungen Leute, aus der Nähe und Ferne, nach Fischingen begeben, um die dortige schöne Klosterkirche und die feierliche Prozession zu sehen.

An diesem Tage ging ein herrlicher Sommermorgen auf. Nur einige Rosenwölklein schwebten der Sonne voran, sonst war überall blauer Himmel und lieblicher Sonnenschein.

Gegen Mittag zogen schon große Schaaren von Mädchen und Jünglingen über die Berge dahin, Fischingen zu. Nun kam Anneli im Bogen und fragte Salomeli, ob sie nicht mit ihr dahin kommen dürfte? sie hätte in der Farb in Fischingen Geschäfte und dann könnten sie auch einmal den Skapulir sehen, sie sei ja an einem solchen Tag noch nie dort gewesen, und Salomeli ja noch nie in Fischingen. Salomeli hatte Lust zu gehen und seine Eltern gaben ihm hiezu auch gerne Erlaubniß; es sei ja ein schöner Spaziergang, besonders bei so herrlicher Witterung.

Anneli freute sich hierüber und eilte nach Hause, sich reisefertig zu machen. Salomeli kleidete sich in sein himmelblau beblümtes Kleid, weiß beblümte Schürze, ein weiß gesticktes Mußlinhalstuch und eine violette seidene Bandkappe. Die blendend weißen, in zierliche Falten geglätteten Hemdärmel hatte sie bis über die Ellbogen aufgestreift, nicht, damit man ihre schönen, runden Arme sehe, sondern nur, weil es von jeher so gebräuchlich war.

So nett und sömmerlich gekleidet begab sich Salomeli

fröhlich auf den Weg gegen Bogen, um Anneli abzuholen, und die Mutter sagte ihm beim Weggehen: „Kind, halte dich recht, und sorge, daß du mit gutem Gewissen wieder nach Hause kommest; geh' in Gottes Namen!" sagten Vater und Mutter. „Aber willst du nicht einen Schirm mitnehmen?" rief ihr der Vater nach, „es ist Morgenroth gewesen, es könnte auf den Abend zu regnen kommen." Salomeli stand still — blickte an den blauen Himmel hinauf, nach Süd und West, besann sich ein wenig und rief dann zurück: „Es habe nirgends ein Wölklein, es wäre fast lächerlich, einen Schirm mitzunehmen und — sie kommen ja vor Nacht wieder heim. Gaumet wohl!" rief sie noch freundlich zurück und die Eltern ließen sie ziehen.

Anneli stand schon gerüstet am Wege, als Salomeli aus dem dunkeln Wäldchen trat und den blumigen Wiesenrain herab kam. „Es gibt doch kein säuberers und kein ordligers Maidli, als wie Jörrli's Salomeli," sagte das alte Krämers-Regeli, welches so eben aus ihrem Fenster sah. „Viele von den Andern haben ihr Bhörgwand längst versudlet und Salomeli hat Alles noch wie nagelneu."

Nun ging's rüstig ins Steinenthal hinunter, wo sie bald von Bekannten und Unbekannten fröhliche Gesellschaft bekamen. Und — unter diesen war auch Konrad und ein Anderer, Namens Rudolf, dem das Anneli wohl gefiel. Diese beiden Jünglinge schienen sich über das unvermuthete Zusammentreffen sehr zu freuen, grüßten sie freundlich und sagten: „Heute wollen sie zusammen Gesellschaft machen und sehen, daß doch Keines das Andere im Gedränge verliere.

Konrad erbot sich gleich, Salomeli in der ganzen Kirche herum zu führen, und ihr die Götzenbilder (wie er sie nannte) zu zeigen; denn er kenne alle und wisse, was sie ausweisen. Dies schien das wißbegierige Salomeli zu freuen, so auch Anneli, und fröhlich scherzend pilgerten sie davon.

Nachdem sie schon manche Anhöhe rüstig überstiegen hatten, gelangten sie in das tiefe Felsenthälchen der Au hinunter. Als Salomeli die rothe Kuppel des dortigen Kirchthurmes durch die grünen Tannen erblickte, meinte sie schon das Kloster zu sehen. Konrad aber lachte und sagte: „Jenes sei nur die Kirche in der Au und kaum wie ein Fliegenhäuslein gegen das Kloster; sie werden noch Wunder sehen.

„Aber was bedeutet auch jenes weiße Thürmlein dort links an der Straße beim Waldbach?" fragte Salomeli. „Ach, jenes ist katholische Waare," versetzte Konrad halb spöttisch; „es ist nur eine alte Bildsäule, du wirst Schöneres sehen in Fischingen", und zwickte sie ein wenig an den Arm mit dem Rüthlein, das er so eben von einer Hecke gebrochen hatte. Salomeli wünschte dies doch näher zu sehen, damit sie, wenn sie wieder nach Hause komme, auch etwas erzählen könne. Und weil Anneli noch Geschäfte bei der Meßmerin hatte, ging sie hin. Konrad aber und sein Kamerad Rudolf wollten indeß hier ein Glas Most trinken.

Salomeli ging — und eben knieete bei der Bildsäule ein ehrwürdiges Mutterli in alte Thurgauer Tracht gekleidet und betete gar andächtig. Diese Erscheinung machte die Bildsäule in Salomelis Augen zu einem ernsten Gegenstand. Es kam ihr vor, als ob sie nicht nur bloß von Stein wäre, sondern wie Etwas, das Leben in sich hätte.

Das Mutterli war indeß vom Gebete aufgestanden, grüßte Salomeli freundlich, während es das Paternoster um die Hand wickelte, und fragte: „ob sie eben auch nach Fischingen hinab gehen wolle? — Es seien heute schon ganze Schaaren Reformirte vorbei gezogen, was Einen recht freuen könnte u. s. w. Und weil das Mutterli so freundlich war, fragte Salomeli, was das Bild da oben zu bedeuten hätte? — „Das ist die heilige Ida von Toggenburg," antwortete das Mutterli. „Hier, auf diesem Platz hatte sie ein Hüttlein, worin sie viele Jahre einsam gelebt und viel gebetet hat.

„Ida von Toggenburg?" — fragte Salomeli erstaunt.

„Von dieser habe ich auch ein Büchlein gelesen." „Ja, das ist eine heilige Frau gewesen," fiel das alte Mutterli ein. „Wenn ihr, junges Maidli, so sehr den bösen Versuchungen widerstehet, wie sie, dann wirds euch am Ende recht wohl gehen. Ihr seid jung und hübsch, die heilige Ida ist es auch gewesen. Aber merket, den schönen Vögleins wird am meisten nachgestellt. Sehet, die heilige Ida, die Schutzpatronin unserer Kirche," fuhr das Mütterchen fort und blickte ehrfurchtsvoll zu dem schönen Bilde hinauf, „kann auch euch Reformirten manche nützliche Lehre geben. Viele meinen es zwar nicht, aber ein guter Mensch ist ein guter Mensch, und wenn er auch ein Heide wäre. Oder ist es nicht so, junges Maidli? Denket daran und vergesset Ida und die schönen Vöglein nicht. Mir ist, ihr seiet wohl schon verliebt?" fragte sie mit schnippischem Lächeln. „Denn so hübsche Maidli müssen nicht lange auf einen schmucken Bräutigam warten. Aber nehmt euch in Acht, Züribieter Maidli!" sprach sie ernst und hob warnend den zitternden Finger auf, „es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Die jungen Bürschlein haben auch ihre Muggen, so oder anders. Die heilige Ida war auch verliebt, hatte Geld und Gut; aber sie mußte noch in ihren Hochzeitschuhen gar manchen sauren Tritt thun. Aber es ist ihr und uns zum Heil geschehen. Ohne dies hätten wir keine so kräftige Fürbitterin erhalten. Doch, ich will euch nicht länger aufhalten, sonst möchtet ihr zu spät nach Fischingen kommen und ohne Zweifel wisset ihr das schon lange, was ich euch eben gesagt habe. Horcht! — man ruft da unten. Es wird euch gelten? Ihr habet, scheint mir, Kameradschaft." Hierauf griff sie nach ihrem Stabe, den sie an die Bildsäule gelehnt hatte, reichte Salomeli die Hand und sagte: „Geleite euch Gott und die heilige Jungfrau! Gerne wollte ich auch hinab gehen, aber meine alten Füße wollen mich nicht mehr zum Kloster tragen."

Dem aufmerksamen Salomeli waren alle diese Worte tief zu Herzen gegangen. Es war ihm, als ob seine eigene

Mutter ermahnend zu ihm geredet hätte. Daher dankte es auch dem Mütterli, und weil es sah, daß sie arm sein müsse, drückte es ihr noch eine schöne Gabe in die Hand. Mit tausend Vergeltsgott schied das Mutterli, keuchte langsam den felsigen Hohlweg hinan und Salomeli ging nachdenkend gegen dem Meßmerhaus hinunter.

Die übrigen Gesellschafter waren längst das Thälchen hinab gezogen, Anneli und Rudolf gingen langsam voraus, Konrad stand an der Ecke des Hauses, hielt ein großes Glas mit Most in der Hand und rief Salomeli schon von ferne, während er ihr das Glas entgegen streckte: „Weidli, weidli chumm und thue mer Bscheid!" Salomeli trank auf Konrads Gesundheit und während sie trank, bemerkte Konrad lächelnd: „Ich habe gemeint, du seiest mir gestohlen worden oder du lassest dich von jener Alten gar katholisch machen. Trink! trink!" Salomeli lächelte und sagte: „Warum nicht gar! Ich wollte aber doch nicht, daß ich nicht mit dem Mütterli geredet hätte." „Trink! trink!" sprach Konrad weiter, „oder komm da herein, ich sehe du hast Durst, must genug zu trinken haben." Salomeli entschuldigte sich, sie habe jetzt den Durst gelöscht und wolle sehen, daß sie den Andern nachkomme. „Nun, so must du mir desto mehr Bescheid thun in Fischingen," antwortete Konrad, gab das Glas der Meßmerin, welche eben heraus kam, und beide begaben sich weiter.

Der wenige Most hatte Salomeli ein ziemlich fröhliches Herz und leichte Füße gemacht; denn wer nur selten zu solchem Getränk kommt, fühlt dessen Wirkung bälder, als der, welcher ihn täglich genießt.

Anneli und Rudolf waren eine ziemliche Strecke vorwärts gekommen und Konrad zeigte keine große Lust, sie einzuholen; man werde schon wieder zusammen kommen, bemerkte er Salomeli, als sie nacheilen wollte und hielt sie scherzend zurück, faßte sie freundlich bei der Hand und sprach lächelnd: „Salomeli, wenn wir einmal so zusammen unsern Hochzeitweg

machen?" Salomeli erwiderte: „wie er auch von dem reden möge, da diese Sache noch so im weiten Feld stehe." „Was, im weiten Feld?" versetzte Konrad. „Wenn du wüßtest, wie lieb du mir bist, du würdest das nicht sagen. Es fehlt eben nur an dir. Du hättest ja noch keinen Augenblick bei mir allein aufbleiben wollen, wo wir dann auch so recht frei unsere Gesinnungen einander hätten offenbaren können." „Warum," fragte Salomeli halb Ernst und Scherz, „könnte Solches, wenn es sein muß, nicht auf geeignetere Weise geschehen? —" „Du bist hierin nur zu bedachtsam," entgegnete Konrad und strich ihm die Blättchen des Rüthleins um die Nase. „Du unbarmherzigs Esterli, willst immer nicht glauben, daß ich dir von Herzen gut sei." „Freilich glaub ich es," sprach Salomeli, „doch, horch! es läutet da unten mit allen Glocken. Wir wollen eilen, sonst kommen wir zu spät." Und sie eilten die Straße dahin und erreichten bald wieder Anneli und Rudolf.

Konrad und Rudolf zogen ein wenig hinten ab, während Salomeli und Anneli voraus eilten, redeten heimlich Etwas und suchten dann die beiden Mädchen wieder einzuholen.

Beim Kloster angekommen, traten so eben die Priester in köstlichem Schmuck, die Paters, Studenten und Laienbrüder, mit Thronhimmel, Kreuz und Fahnen, betend und singend unter feierlichem Glockengeläut aus der Kirche. Der fast unübersehbare Zug bewegte sich langsam das Dorf hinunter und über demselben flatterten die hohen, bunten Fahnen.

Salomeli war ganz Aug und Ohr, versank in tiefes Staunen, meinte, es könnte im Himmel nicht schöner sein, meinte auch, die Katholiken müßten gewiß frömmer und besser sein, als die Reformirten; denn so laut und andächtig habe sie noch nie beten gesehen und selbst noch nie mit solcher Inbrunst gebetet. Sie wollte ihre Gefühle dem Anneli mittheilen, das sie an der Hand zu führen wähnte, aber, als sie sich umsah, war es Konrad, der sie im Gedränge der Zuschauer sorglich an der Hand hielt. Anneli sah sie nirgends.

„Sei unbesorgt," sagte Konrad, „wir werden uns schon wieder finden. Komm, wir wollen ein wenig in die Kirche hinein bis die Züge wieder anlangen." Sie gingen. Salomeli gerieth in höchstes Erstaunen über die prachtvolle Kirche und meinte abermals, es könnte im Himmel nicht schöner sein. Mit Verwunderung ging sie von einem Altar zum andern; traf sie etwa auf biblische Bilder, so erkannte sie dieselben gleich, weit besser und richtiger als Konrad. Und ehe man es dachte, füllte sich die Kirche wieder gedrängt mit Leuten an. Salomeli und Konrad befanden sich in der St. Idakapelle und mußten warten, bis der Gottesdienst beendigt war; denn sie wollten und durften sich nicht so durch die Leute hindurch drängen. Und plötzlich begann hoch oben im Chor eine herrliche, seelenvolle Musik. Sanft und mächtig schwangen sich die harmonischen Töne der rauschenden Orgel durch die weiten Hallen der Kirche und begleiteten einen feierlichen Gesang von kräftigen Männer- und zarten Knabenstimmen. Salomeli wurde so sehr ergriffen, daß es weinen mußte, und gar hätte mögen katholisch werden.

Als sie wieder aus der Kirche kamen, schlug es eben 4 Uhr. Salomeli schaute nach allen Seiten, wo Anneli wohl sein möchte. „Es sei mit Rudolf im Sternen unten," sagte ein Bekannter von Konrad. „So komm geschwind, wir wollen sie aufsuchen," sagte Konrad, nahm Salomeli bei der Hand und beide eilten durch die zerstreuten Schaaren nach dem Wirthshaus zum Sternen. Hier waren alle Stuben voll Leute, meistens Katholiken, aber Anneli war nirgends zu sehen. Salomeli wollte gleich wieder gehen; aber Konrad ließ es nicht zu; es wäre ja „gschämig", wenn sie so fort gingen, ohne einen Schoppen zu trinken, Anneli werde wohl noch zu finden sein. Und hiemit schob er Salomeli zum Tische, setzte sich neben sie hin und ließ dann eine Halbe vom besten Wein bringen. Hernach bestellte er ein gutes Abendessen und nöthigte Salomeli immer zum Trinken. In dem Wirthshaus ging es recht lustig her, man lärmte, schwatzte,

fluchte, spielte und Niemand hätte geglaubt, daß dies die nämlichen Leute wären, welche erst noch so laut und überaus andächtig gebetet hatten. Da meinte Salomeli: „die Katholischen wären bei ihrer schönen Kirche um kein Haar frömmer, als die Reformirten."

Der gute Wein begann auch Salomelis Herz fröhlich zu machen und es sagte zu Konrad, als er ihm wieder einschenken wollte: „Laß es bleiben, ich habe gewiß einen Tips." „Das wäre brav!" lachte Konrad und griff nach seinem Glas. „Schlag an! auf Gesundheit zu einem fröhlichen Rausch!" Salomeli mußte aus Gefälligkeit wieder trinken. „Aber jetzt gehe ich bestimmt," sagte sie hierauf, „und will Anneli suchen, es ist ja schon über fünf Uhr. Wo die wohl stecken mag?" stand auf und wollte gehen, aber Konrad ließ sie nicht hinaus. Eben kam jener Bekannte von Konrad wieder herein und sagte, daß Anneli und Rudolf vor mehr als einer halben Stunde schon fort seien. Das that Salomeli sehr leid und wollte sie ärgern, daß es so habe gehen müssen. Konrad fragte: „ob er ihr denn nicht ein eben so guter Gespanen sein könne? er lasse ihr gewiß nichts Uebels geschehen." Salomeli erwiderte: „Freilich wohl, aber Anneli könnte glauben, ich hätte sie absichtlich verlieren wollen, und das wäre mir auch nicht recht." „Das könntest du ja auch von ihr denken," sagte Konrad, „und vielleicht hättest du nicht weit gefehlt. Sie geht gewiß nicht ungern mit Rudolf allein. Trink, trink! Zur Gesundheit!"

Salomeli fühlte sich zwar wohl bei Konrad, jedoch wollte es sie in mancher Hinsicht beunruhigen, mit ihm allein nach Hause zu kehren, darum mahnte sie ihn fort und fort ans Heimgehen, damit sie doch vor Sonnenuntergang nach Hause kämen. Aber es schien Konrad immer noch zu frühe zu sein. Es sei ja noch eine Ewigkeit bis Sonnenuntergang; er wette, daß wenn sie noch eine Stunde hier blieben, sie doch noch vor dem Anneli bei Hause wären. Salomeli wollte sich aber nicht mehr aufhalten lassen; er mußte aufbrechen.

Und als Salomeli auf die Straße kam, rieb sie sich ein wenig die Stirne und sagte lächelnd zu Konrad: „Jesis! ich habe fast einen Rausch, es läuft Alles mit mir herum.“ Konrad mußte laut lachen und sprach: „Was? — du, einen Rausch? — Mich nähme Wunder woher? Hast ja kaum einen halben Schoppen getrunken. Uebrigens würde dies mich freuen, müßtest dich dann auch einmal von mir am Arme, nicht nur so einfältig bei der Hand, führen lassen.“ Hierauf nahm er sie an den Arm und führte sie die Straße hinunter. Salomeli aber machte sich wieder los und sagte: „es könne in allweg noch wohl ohne Führer gehen; sie wollen doch eilen, vielleicht können sie Anneli noch einholen“ und es eilte dann munter voraus. Konrad aber pressirte gar nicht, auch lachte er oft heimlich zu sich.

Als sie etwa zehn Minuten vom Dorfe entfernt waren, stand Salomeli plötzlich verwundernd still und sagte in fast ängstlichem Tone zu Konrad: „Ei, ei! — wir kommen nicht den rechten Weg; da gehts ja immer eben nach und wir sind ja über Hügel und Berge bis ins Dorf gekommen.“ Da mußte Konrad laut auf lachen: „jetzt glaube er's bald, daß sie ein Räuschchen habe. Ich wollte doch sehen, ob du es nicht merkest, daß wir nach Dußnang kommen.“ „Und dann wohin?“ fragte Salomeli erschrocken. „Und dann auf Tannegg, Schurten, Heerenbrunnen und gegen Hartmanns Hüsli heim.“ „Aber das ist ja viel der weitere Weg,“ entgegnete Salomeli. „Mein Gott, wo willst du mich auch hinführen?“ „Laß dir doch nicht Angst sein!“ tröstete sie Konrad und bleibe auch gerne bei mir, ich habe dir gewiß Sorg.“

„Nun,“ sprach Salomeli, „hast du den weitern Weg mit mir eingeschlagen, so mußt du dich auch tummlen und desto strenger laufen,“ brach ein Rüthlein von der nahen Hecke, schwang es scherzend gegen Konrad, „lauf, lauf! oder ich zwicke dich.“ Konrad machte aber allerlei Faxen und suchte Salomeli im Gehen immer zu hindern. Bald stellte er sich ihr in den Weg, bald hielt er sie zurück u. s. w. Kurz, als

sie nach Schurten kamen, neigte sich schon die Sonne zum Untergang. Salomeli wollte an dem Brunnen bei der Mühle Wasser trinken, aber Konrad ließ es nicht geschehen und sagte: „Es wäre ja lächerlich. Ob sie nicht sehe, daß da droben an der Mühle eine Taverne hange. Sie solle nur keine Umstände machen, da müsse sie gewiß mit ihm einkehren. Es seien gar artige, brave Leute, und wer wisse, sei vielleicht Anneli auch da." Salomeli sagte: „Sie wolle gerne kein Wasser trinken und dursten bis sie daheim sei, wenn er nur gerade jetzt kommen wollte. Anneli sei gewiß nicht da." Konrad entgegnete, als ob er sich beleidigt fühlte: „Wenn sie ihm diese Gefälligkeit nicht erweise, so vergesse er ihr's sein Lebenlang nicht." Salomeli gerieth in ängstliche Verlegenheit; Konrad war ihr lieb, sie glaubte, er meine es gut mit ihr und konnte sich immer weniger entschließen, seinem Begehren nicht zu entsprechen. Er ließ ihr aber kaum Zeit, sich zu besinnen und führte sie eiligst die steinerne Treppe hinauf und in die Stube hinein. Und der freundliche Müller lüpfte sein weißes Käpplein, hieß die Hereintretenden fröhlich willkommen und sagte scherzend zu Konrad, als sich Beide an den reinlichen Tisch setzten: „Es ist brav, daß Ihr auch wieder einmal zu uns kommet, Herr Hochzeiter. Das wird wahrscheinlich Euere Jungfer Liebste sein? — Ihr wisset auch noch was schön ist, sonst hättet Ihr Euch kein solches Mädchen gesucht. Und — mit was kann man aufwarten? —" Konrads ganzes Angesicht leuchtete vor Freude, denn das vielsagende Wörtchen, Herr Hochzeiter, hatte ihn gar wundersam entzückt, und in diesem Augenblick hunderterlei Gedanken und Bilder in seiner Seele geweckt. Vergnüglich lächelnd blickte er auf das neben ihm sitzende schöne Salomeli, welches schamhaft die Augen niederschlug und ihr duftendes Blumensträußchen ordnete.

„Nun, Herr Müller," sprach mit heiterm Lächeln Konrad, „weil Ihr mich Herr Hochzeiter titelirt habet, so bringet uns gerade eine Halbe vom Besten, den Ihr im Keller habet."

Salomeli aber zupfte den Konrad ein wenig am Arm und sagte leise: „Es wäre genug an einem Schoppen.“ „Was du nicht trinkst, das trinke ich,“ erwiderte Konrad und der Wirth ging indeß zur Thüre hinaus.

Nach einigen Augenblicken stand eine Flasche goldgelben Wein da. Salomeli aber bat um Wasser und trank, so sehr sie auch Konrad nöthigen mochte, nur wenig Wein. Indeß kam die alte Müllerin, welche Salomeli wohl kannte, sie Beide recht freundlich bewillkommte und dann scherzend sagte: „So, so! Ihr seid Hochzeiter und Braut? — Das ist schön. Aber Salomeli, sehet,“ sprach sie, ohne dabei etwas Arges zu denken, „Konrad hat so listige Augen, ich meine, er sei ein schlimmer Vogel. Ich spasse aber nur.“ „Das höre ich gern,“ entgegnete mit etwas erzwungenem Scherze Konrad. „List führt ja den Krieg, somit hätte ich Hoffnung zum Siegen.“ „Wenn Ihr nicht schon gesiegt habet? —“ lachte die Müllerin. „So junge Maidli sind bald erobert. Doch, Salomeli macht hierin eine lobenswerthe Ausnahme, ich weiß es; denn sie sorget ernstlich dafür, daß Niemand ihre Krone raube. Ihr könntet glücklich sein, Konrad,“ sprach sie etwas leise, als sie an ihm vorüber in die Nebenstube ging, „aber Ihr müßt Euer Glück nicht verliederle.“ Salomeli hatte das letzte Wort der Müllerin besonders gerne gehört, in Konrads Zügen aber war innere Unruhe zu lesen. Er trank hierauf auf Salomelis Gesundheit und suchte das Gespräch auf andere Dinge zu lenken.

„Aber Konrad,“ mahnte leise nach einer Weile Salomeli, „siehst du nicht, daß die Sonne untergegangen ist und es zu dämmern beginnt. Gewiß muß ich gehen, wenn ich meine Eltern nicht ängstlich machen will. Ich bitte dich, komm doch!“ Er ließ sich endlich bereden und bezahlte die Zeche. „Wünsch glückliche Heimkehr,“ sprach der Müller im Hinausbegleiten und die Müllerin sagte nochmals zu Konrad: „verliederlet Euer Glück nicht.“ Konrad aber that, als ob er

nicht gehört hätte, was sie sagte, und rief lachend zurück: „Gute Nacht, Frau Müllerin, schlafet wohl!"

Aber sie hatten es in diesem engen Thale nicht bemerkt, daß sich der Himmel in der Zwischenzeit mit Gewitterwolken bezogen hatte. Ein lauer Westwind machte das dumpfe Rollen des Donners aus der Ferne hörbar und kaum waren sie ein Viertelstündchen vorwärts gekommen, begann es in großen, schweren Tropfen zu regnen. Der Wind verstärkte sich und plötzlich strömte ein Gewitterregen hernieder, mit welchem das ferne Donnern aufzuhören schien. Salomeli jammerte, daß sie noch so spät auf dem Wege seien und keine Schirme bei sich haben. Konrad aber schien sich über diesen Regen zu freuen; er lachte nur und sagte: „Sie werden schon Schutz finden. Komm, komm!" rief er hastig und nahm Salomeli an den Arm, „in dem Hüttchen da drüben sind wir vor Sturm und Regen gesichert; es wird bald vorüber sein, die Wolken zertheilen sich." Salomeli mußte folgen, aber es war ihr recht angst; denn sie befanden sich ganz allein in einem finstern Walde, und zum ersten Mal war sie Nachts allein bei Konrad. Erst jetzt fiel ihr ein, das Sichverlieren vom Anneli und der weitere Heimweg möchten vielleicht eine abgeredete Sache sein, und Konrad dürfte vielleicht mit unlautern Absichten umgehen. Und so war es wirklich auch. Er und Rudolf hatten, mit Hülfe einiger Kameraden, die Heimkehr gerade so einzurichten gesucht. Konrad war ein ganz unbescholtener Mensch; er war häuslich, arbeitsam und that Niemandem Etwas zu leide; aber seine Liebe zu Salomeli war dennoch eine unreine Liebe, und was sich mit solcher Liebe verbindet, darüber hatte er bei seiner Erziehung nicht wachen gelernt. Er war durchaus noch nicht entschlossen, Salomeli zu heirathen, sonst hätte er ja längst bei ihren Eltern um sie geworben. Aber er meinte, wenn er hierin thue, wie es bei den Burschen und Mädchen so im Allgemeinen gäng und gäb sei, werde es nicht viel zu bedeuten haben und Salomeli werde auch kein Engel sein.

Und der Wein, den er über den Durst getrunken hatte, war geeignet, ihn hierin noch ziemlich unbesonnener zu machen, als er es im nüchternen Zustande gewesen wäre.

Salomeli stand am Eingange des Hüttchens unter dem niedrigen Dache und wollte nicht hineingehen, so sehr sie auch Konrad mit außerordentlicher Freundlichkeit und Sorglichkeit dazu nöthigte. Hier schlage ja der Regen zu, da drinnen aber wären sie unter Dach und könnten auf der Schichte trockenem Farrenkraut bequem sitzen u. s. w.

Aber es war, als ob eine innere Stimme Salomeli ernstlich mahnte: „Geh' nicht! geh' nicht!" Und mit der Freundlichkeit eines Engels sagte sie zu Konrad, als er sie fast mit Gewalt hereinziehen wollte: „Weißt du nicht, wer sich in Gefahr begibt, in Gefahr umkommt? Ich meine nicht Gefahren, wobei man Gutes thun könnte, da sollte man ja das eigene Leben wagen, ich meine solche Gefahren, die uns für Leib und Seele Schaden brächten. Meinst du, es wäre nicht besser, wir würden durch Sturm und Regen nach Hause kehren, als daß wir länger hier blieben?" — „Ach, was du da schwatzest," entgegnete Konrad unwillig; „sollte es dir denn nicht recht wohl und heimelig sein bei mir? — Wenn das nicht ist, dann liebst du mich auch nicht." „Ich versichere dich," erwiderte Salomeli seelengut, „daß außer Gott und meinen Eltern ich Niemanden so sehr liebe, wie dich. Aber, ich frage dich: begehrst du mehr von mir, als freundschaftliche Liebe? Meine Liebe zu dir ist noch größer, ich liebe dich mit Schwesterliebe. Mehr darfst du jetzt nicht von mir erwarten. — Siehe dort, wie der Stamm jener Weißtanne durch die Dunkelheit der Nacht glänzt? — Wahrlich, er erinnert mich an die Bildsäule der heiligen Ida und an Alles, was mir dort ein altes Mütterli gesagt hat, an Alles, was meine Eltern sagen, an Alles, was Gott und mein eigenes Gewissen spricht." „Ei, was du da für katholisches Zeug und Allerlei schwatzest, du einfältiges Salomeli du! Kannst ja ins Kloster gehen, wenn du frömmer sein willst als andere Mädchen," entgegnete

Konrad mit steigendem Unwillen. „Ich will dir nur kurz sagen,“ fuhr er eifrig fort, „daß ich Nichts in einem Sack kaufe — und damit Punktum. Meinetwegen kannst du den Bürgermeister heirathen, wenn er dich nimmt. — Es hat noch andere Mädchen genug, die eher wissen, was Brauch ist, als du. Es wird Niemand sagen können, daß ich ein schlechter Mensch sei, ich lebe noch so exakt wie die Andern.“

Salomeli gerieth in einen heftigen Selbstkampf, es fiel ihr so schwer, Konrad böse zu machen, da er ihr sonst so lieb war. Konrad hatte die Hoffnung immer noch nicht aufgegeben und seine Freundlichkeit gegen Salomeli von neuem begonnen. Salomeli wankte, meinte sich gleichgültig über Alles hinweg setzen zu können, damit es nur seinen lieben Konrad nicht verliere. Aber in diesem Augenblick trat ein Stern aus den zerrissenen Wolken; es kam ihr vor, als ob er auf den Wipfel jener Weißtanne niederschwebte und ihr besonders hell zuleuchten wollte. Da meinte sie den nämlichen Stern zu sehen, den ihr die Mutter in ihren Kinderjahren von ihrer Hütte aus hundert Mal gezeigt und gesagt hatte: „Salomeli, in jenem schönen Sterne sind jetzt deine beiden Schwesterchen selig, die du nicht gekannt hast. Und wenn du recht thust und Gott vor Augen hast, wirst du einst auch zu ihnen hinaufkommen.“ Und Salomeli erschien es, als ob sie ihre beiden Schwesterchen als schöne Engelein aus dem funkelnden Lichte hervorschweben und ihr freundlich zuwinken sähe, sie soll Gott und ihren Eltern treu verbleiben. Rasch wand sie sich von Konrad los, trat vor die Hütte hinaus und sprach zum Himmel gewendet zu sich selbst: „Ja, Gott getreu und Vater und Mutter getreu!“ „Wohin willst du?“ — rief ihr Konrad nach, „es regnet ja noch.“ „Es regnet nicht mehr,“ antwortete Salomeli, „die Wolken vergehen, und siehe! dort kommt der Mond, es ist wieder hell und schön. Nun wollen wir gehen.“ Sprach's und schürzte sich. „Nun so lauf, so weit der Himmel blau ist!“ rief Konrad erzürnt. „Wenn du mich nicht willst, will ich dich auch nicht.

Ich bin kein Hund, werde noch wohl eine Andere bekommen. Gute Nacht!“ Somit eilte er durch den Wald davon und ließ Salomeli stehen.

„So geh' in Gottes Namen!“ rief sie ihm ruhig nach. „Von hier aus ist mir der Weg nicht unbekannt, ich werde eben so sicher allein gehen.“ Dieser traurige Abschied that ihr wohl recht schmerzlich weh; aber der Gedanke, daß sie standhaft geblieben sei, war reichlicher Balsam für die erhaltene Wunde. Ja, der schwer errungene Sieg schien sie immer fröhlicher zu stimmen. Es war ihr, als ob sie Gott selbst und die heiligen Engel durch den Wald begleiteten. Sie fühlte bald eine Wonne, eine Feier im Herzen, die ihr Gemüth über alles Niedrige erhob. Der Himmel mit seinen tausend und tausend Sternen, der sanfte Mond, die ruhige Welt, Alles schien sich mit ihr zu freuen. Und in dieser frommen Gemüthsstimmung fiel ihr gar manche Stelle der heiligen Schrift aus dem Konfirmandenunterricht bei, die sie damals noch nicht verstanden hatte und die ihr erst jetzt klar wurden.

Fröhlich, im Herzen betend und wohl auch in süßer, wehmüthiger Stimmung pilgerte das gute Salomeli über die Berge dahin. Und als sie aus dem Walde trat und auf dem jenseitigen Gebirge im Mondenschein ihre liebe Matt ersah und aus ihrer Hütte sogar das Lichtlein zu erblicken vermeinte, sagte sie still: „Wie freue ich mich, mit gutem Gewissen wieder nach Hause gehen zu können! Möge mir Konrads Abschied nur nicht mehr wehe thun!“

Und Vater und Mutter saßen draußen auf dem Bänklein unter dem Birnbaum und warteten mit Sehnsucht auf ihr Salomeli; denn es war schon zehn Uhr. Längst waren alle die Schaaren junger Leute wieder heim gezogen, aber bei all den Bekannten hatte die Mutter von Salomeli und Anneli Nichts erfragen können. Es sei eben ein großes Gedränge gewesen, man habe sich immer wieder verloren. So lange

war aber Salomeli noch nie ausgeblieben, was auch dem Vater Kummer machte. „Vater, gehe doch in den Bogen hinunter," sprach die besorgte Mutter, „und siehe, ob sie etwa bei Anneli sei." Der Vater wollte gehen und — in diesem Augenblick kam Salomeli und Anneli den Wiesenrain herauf, sehr ernstlich zusammen redend. Freudig eilten ihnen die Eltern entgegen und führten Beide in die Stube; da erzählte ihnen Salomeli, so gut es sich thun ließ, ihre Verspätung, worüber die Eltern erschraken und staunten. Anneli hatte das nämliche Schicksal mit Rudolf, der sie in Fischingen, um Salomeli zu suchen, in die Krone geführt habe. Aber auch sie stehe mit gutem Gewissen da wie Salomeli.

Des freuten sich die Eltern unaussprechlich und der Vater sprach: „Würden alle jungen Mädchen so standhaft sein, wäre nicht so viel Unglück in der Welt und die meisten Eheleute würden friedlicher zusammen leben."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wo genug ist, kann eine Sau hausen.

Und — wie geht es der Lise? — Die wird ohne Zweifel nicht mehr ledig sein, sondern, wie ihr Vater es meinte und wünschte, längst einen reichen Herrn haben, in der Stadt oder am See? — Nein, sie ist wunderbarer Weise wirklich noch ledig, oder wenigstens nicht verheirathet. Sie sagt aber selbst: es pressiere ihr gar nicht, sie wolle auch noch recht lustig sein und in Freuden leben, ehe die Trübsalstage des ehelichen Lebens kommen, von denen so viele Leute sagen, sie gefallen ihnen nicht. Dazu aber lachte sie nur und sagte: Sie begehre jedenfalls im Ehstand nicht Trübsal zu blasen, man könne so lustig oder noch lustiger sein, als im ledigen Stand, wenn man es recht ankehre.

Es ist wahr, Lise lebt, besonders seit dem Tode ihrer Mutter, alle Tage herrlich und in Freuden; denn in ihrem

Hause herrscht immer noch ziemlicher Wohlstand, und der Vater hat ihr das Hauswesen ganz überlassen, weil er fester Meinung ist, daß sie Alles wohl verstehe. So kann sie nach Willkür schalten und walten wie's ihr gefällt. Auch wurde auf ihr Wünschen und Begehren Chleffens Mutter, sonst auch Schnäddermädle genannt, so viel als Haushälterin aufgenommen; Kathrine begehrte sie durchaus nicht mehr, denn sie wisse nichts von Lustigsein. Auch den Nachbar Heiri wollte sie nicht, der sei gerade wie Kathrine, sondern der Feek, Chleffens Vater, das sei ein mordios lustiger Kerl, wie der schwatzen könne und allerlei lustige Stücklein von Maidli und Knaben zu erzählen wisse, besonders dann, wenn sie ihm etwa einen Bränzrausch anhänke. Dieser mußte als Knecht und Taglöhner angestellt werden.

Aber wo sind die Buben? Ach, die armen Knaben vermochten es nach dem Tode ihrer lieben Mutter nicht mehr lange, bei Lise und ihrem lieblosen Vater auszuhalten. Der Vetter im Höhstock nahm sie weg und versorgte den Ulrich nach Bäretsweil zu einem Zimmermeister und Gottlieb in eine Eisenhandlung nach Lichtensteig. Es gehe beiden recht wohl, sie wünschen nicht mehr ins Vaterhaus zurück.

Auf fast unbegreifliche Weise fragt ihnen der Vater höchst selten nach, da er doch beide für seinen Gewerb so wohl hätte gebrauchen können. Aber seine Abneigung gegen diese seine eigenen Kinder behielt er so fort im Herzen und Lise blieb sein Augapfel. Auch hatten er und Lise die Mutter bald vergessen. Schon Anfangs Winters bestellte Lise ihre Liechtstubete ins Haus, und lud dann allerlei lustige Waare aus der Kohlgrub und von Binzmoos dazu ein, wobei viel blähter Nidel, Bränz, Wein und Würste verbraucht wurden; denn Solches war hier genug vorhanden. Lise wußte kaum woher es kam. Auch hatte man sie bei Zeiten auf öffentlichen Tanzplätzen gesehen.

Und in ihrer und des Vaters Abwesenheit mußten dann eben Feek und Schnäddermädle das Hauswesen besorgen, die

sich's so ziemlich wohl sein ließen, denen man wenigstens nie hätte sagen sollen: „Sind nüd z' flißig, händ i nüd z' streng, machet bald Firobig, oder: er sind viel z' süberli;" sie thatens ungeheißen und kamen solchen freundnachbarlichen Ermahnungen getreulich nach.

Der Nachbar Heiri sah klar in diesen verschwenderischen Haushalt hinein, sah, wie Schnäddermädle und Feek die Lise belurten und allerlei Waaren heimlich nach Kohlgrub schafften; dann seufzte er oft: „Wie wird es da noch ein Ende nehmen! —" Diese Besorgniß entstand nicht etwa aus Neid, weil er sich zurückgesetzt sah, sondern es war aufrichtige Theilnahme, weßwegen er auch ein paar Mal mit dem Vetter im Höhstock Rücksprache nahm. Den Vetter schmerzte dies Alles doppelt; aber da sei man in Gottes Namen genöthigt, nur zuzusehen und sie verschwenden zu lassen, bis Alles verputzt sei und der Alte, wenn nicht auch Lise noch, dem Stillstand anheimfalle, wie es in und außer dem Sternenberg bei hundert Familien der Fall sei. So viel er höre, mache es der Vater auf der Straße nicht viel besser, als Lise zu Hause, und habe neben Gutessen und Trinken noch viele heimliche Ausgaben an gewisse Weibsbilder. Wo genug sei, könne eben eine Sau hausen, aber am Ende komme man Allem „z' Bode."

Lise wurde aber doch ihrer schlimmen Aufführung und ihrer übertriebenen Eitelkeit wegen überall verschrieen und der Vater mit ihr. Immer hoffte sie auf einen reichen Freier, aber es wollte keiner kommen, wenigstens keiner, der sie zum Weibe hätte nehmen wollen; Viele trieben nur sonst so ihren Spaß mit ihr und liefen dann wieder davon.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Zuvor gethan und nach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

Aber, wo fehlt's, wo fehlt's? — Jungfrau Lise befindet

sich schon seit mehreren Wochen gar nicht wohl, sieht aus wie eine verwelkte Rose, senkt das Köpfchen wie ein Nönnlein und mag nicht mehr recht lustig sein; dagegen ist sie aber recht auflüpfisch und bös. Vielleicht, daß auch die Veränderung der Jahreszeit Etwas beiträgt, denn es geht eben in den Herbst hinein.

Doch, wie könnte es anders sein, wer so unmäßig lebt wie sie, Allerlei ißt und trinkt, Nächte hindurch tanzt und schwelgt und bei Tage schläft? — So muß am Ende die stärkste Gesundheit zu Grunde gerichtet werden, was so junge, lustige Leutchen erst dann bedenken, wenn's zu spät ist, wenn viele derselben schon auf dem Todbett liegen.

Wahrscheinlich hat Lise einen verdorbenen Magen. Sie hat sonst die Zuckerbrödlein so gerne gegessen, und jetzt, wenn sie solche nur von ferne sieht, lüpft es sie im Augenblick und der arme Tropf muß sich — mit Euerer Erlaubniß — erbrechen.

Und was das Wunderlichste von der Sache ist, hat sie so vielerlei und so seltsame Gelüste zum Essen, kurz, nach Dingen, die kaum ein Schwein fressen würde. So sagte sie jüngst zu Schnäddermädle, und bat um's Himmels willen, sie möchte ihr einen Schlirp *) kochen, es gelüste sie so tausends nach altem Leder.

Schnäddermädle aber schüttelte bedenklich den Mauggelkopf und sagte: „Lise, Lise — ich meine nur — ja — ja —" und hustete drei bis vier Mal, ohne daß sie eigentlich Husten hatte. Lise sah sie steif an und fragte barsch: „Was häst z' mungge? du alte Narr." „Ja, ja — ihi — ihi," machte Mädle mit geschlossenem, zusammengezogenem Mund. „Ich wott das chaibe Mungge nüd ha," fuhr Lise sie zornig an und wurde fuchsroth. „Ich meine nur," erwiderte die Alte ganz leise und geheimnißvoll, „du müssest statt zum Dokter zum Pfarrer und ihm säge, er sell der 's Hochsig verchünde.

*) Alter Schuh.

Ihi, ihi. —" Da wurde Lise noch mehr aufgebracht, fluchte, stampfte, lästerte, sie wolle von so Etwas gar Nichts wissen, und Schnäddermädle sei ein dummes Kalb.

Mädle hätte ihr gerne auch den Marsch gemacht, denn sie hatte eine völlige Schlangenzunge, aber sie fürchtete Lises Gunst zu verderben und recht viel dadurch zu verlieren. Darum suchte sie sich so gut als möglich und mit aller List zu entschuldigen und Lise wieder gut zu machen.

Schnäddermädle verstand sonst auch Etwas vom Dokteren, hatte schon manchem Mädchen, wie Lise eins ist, sogar ihrer eigenen Tochter, der Chleffe, in ganz ähnlichen Umständen treffliche Dienste geleistet und sie wieder hergestellt. Lise wußte das auch, und als es immer nicht bessern wollte und sie so allerlei Ungewöhnliches an sich verspürte, so erzählte sie der Alten ihre Umstände näher, und diese versprach zu helfen.

Von dieser Zeit an wurde Lise immer blasser und trauriger; denn trotz Allem, was ihr Mädle einzunehmen gab, wollte es doch nicht bessern, im Gegentheil, es wurde eher noch schlimmer. Der Vater jammerte, fürchtete um das Leben seines theuren Kindes, mochte nicht mehr aufs Hausieren gehen und bat Lise um Gottes Willen, doch einen rechten Arzt zu gebrauchen. Lise wollte aber durchaus nicht, und die Alte suchte es auch zu verwehren.

Endlich mußte Lise mit Jammer und Entsetzen einsehen, daß Nichts zu ändern sei und daß sie in den und den Angelegenheiten zum Pfarrer müsse.

Wohl hatte sie eine große Auswahl von Liebhabern und fast an jeden das Recht, ihn als Hochzeiter und Vater anzusprechen. Aber es war doch keiner so ganz nach ihrem Sinn. Was sie aber am meisten kränkte, war, daß sie noch länger hätte ledig bleiben mögen. O, wie es sie quälte, sich so plötzlich aus ihrem freien, lustigen Leben heraus gerissen zu sehen; denn in solchen Umständen sei es Einem doch nicht wie sonst. Und wie es den Vater ärgerte, als er eines

Abends den wahren Sachverhalt erfuhr und nun alle seine Hoffnungen so plötzlich vereitelt sah. Ja, sein ganzes Herz kehrte sich in ihm um. Zum ersten Mal in Lises Leben erwachte der bitterste Haß gegen sie. Er wolle Nichts mehr von ihr wissen, sie nicht mehr unter Augen sehen, heute noch jage er sie aus dem Hause, da könne sie hinludern, wohin sie wolle.

„Habe ichs verdient um dich, du gottlose Blitzg," fuhr er Lise wüthend an, „daß du mich so in Spott und Schande bringst? — Habe ich dir nicht von Kindesbeinen an gethan und gegeben und zugelassen, was du gerne wolltest? — Nun hast du einen Schlingel zum Hochzeiter, statt daß du einen Herrn aus der Stadt hättest heirathen können. O, verfluchter, vermaladeieter Undank! Alles, „stübets und rübets" verkauf ich und wills tausend und tausend Mal lieber versaufen, als daß du nur einen rothen Heller davon haben must," sprang umher, suchte nach einem Strick und brüllte wie ein Löwe: „dich will ich nach Herzenslust züchtigen." Lise, welche zitternd und heulend neben der Alten auf der Ofenbank saß, wurde dessen gewahr, und von Angst und Furcht ergriffen, konnte sie sich noch zeitig genug aus dem Hause flüchten. Der Vater tobte ihr nach, konnte sie aber nirgends mehr ersehen, denn — es war Nacht, und zwar eine dunkle, finstere Herbstnacht, an welcher weder der Mond schien, noch irgend ein Sternlein zu sehen war. Der wuthentbrannte Vater, der in seinem Jähzorn jegliche Besinnung verlor, stürmte noch mehrmals um Haus und Scheune herum, aber er fand Lise nicht und kehrte wieder in die Stube zurück.

Und als er seine Wuth an Lise nicht befriedigen konnte, mußten eben Feek und Schnäddermädle herhalten, welche mäuschenstill in der Stube saßen. „Sie seien an all dem Unheil Schuld," fluchte er sie an, riß die Thüre auf und trieb beide mit tüchtigen Schlägen zum Tempel hinaus. So wurde das Haus plötzlich gesäubert und der unverständige Vater meinte, jetzt sei nichts Böses mehr darinnen; denn er

kannte sich selbst nicht, meinte sogar, wenn es wieder eine Sündfluth gäbe, müßte er in allweg die Arche bauen.

Und Lise saß tief unten im Thälchen, am Bächlein, unter einem überhängenden Felsen verborgen und — meinte da zu sterben. So elend hatte sie sich in ihrem ganzen Leben noch nie gefühlt. Das Benehmen ihres Vaters brannte und schnitt sie wie Messer und Feuer. Sie fand durchaus nicht, daß er Recht gehabt habe, sie so unbarmherzig zu behandeln und gar zu verstoßen. Zum ersten Mal gedachte sie wieder an ihre gestorbene Mutter — sie sei doch nie so böse mit ihr gewesen, als jetzt der Vater. Aber der — der habe eine himmelschreiende Sünde an ihr begangen. „Daß ichs ihm vergelten könnte! —“ stieg ein rachesüchtiger Gedanke in ihr auf; denn sie hatte ihren Vater eigentlich nie geliebt, so wenig als die Mutter, er mußte gleichsam ihr gehorsamer Diener, ihr Knecht sein, deßwegen fühlte sie sich auch so unaussprechlich gekränkt und beleidigt. Ferner mußte ihr bei einer solchen Erziehung die Grundlage zu besserer Gesinnung ganz fehlen. Wohl fühlt sie sich namenlos unglücklich, aber es treibt sie weder zum Gebet, noch zur Rückkehr zu ihrem Vater; von dem, meint sie nun, wolle sie gar Nichts mehr wissen, so wenig als er von ihr; aber er sollte sein zugefügtes Unrecht fühlen, und abermals stieg ein Gedanke der Rache in ihr auf. Ihr Gemüth wurde aufgeregter, des Vaters Flüche und Scheltungen rauschten in der Erinnerung wie ein verheerendes Gewitter an ihrem Ohr vorüber; sein zornentbranntes Gesicht, die geballte Faust, das Suchen des Strickes, ihre Flucht und welche Gerüchte über sie werden ausgebreitet werden, dies Alles sah und hörte sie, als ob das schrecklichste Schauspiel gerade vor ihren Augen aufgeführt würde. Ihr Stolz, ihre Selbstliebe und Eitelkeit war auf das Tiefste verletzt; es schnitt ihr durch Mark und Gebein und durchwand sie wie heftiger Krampf. „Er will mir Nichts geben? —“ stöhnte sie in heftigster Aufwallung, „will meinen Erbtheil verschwenden, mich blutarm machen? — der gottlose Vater!

— der — der —" und knirschte mit gleichem Zorn in den Zähnen gerade wie ers machte. Schrecklicher Auftritt! und doch ist er leider nur zu wahr und leider nicht der schrecklichste von denen, welche ein aufmerksamer Beobachter zu sehen bekommt. „Wie?" fuhr sie rasch unter dem Fels hervor und stierte in die Dunkelheit der Nacht hinaus, „wenn der Vater mein Erbtheil verschwenden will, wäre es Schade, wenn es verbrennen würde?" — besann sich ein wenig und begann den gähen Hügel hinan zu klimmen. — Plötzlich hielt sie wieder inne — besann sich wieder und stöhnte: „Nein! — das Feuer ist schrecklich, Mord ist schrecklich — Alles, Alles ist schrecklich! Die Welt ist eine Hölle, ein Jammerthal, ein Elend über Elend!" stieg wieder zurück und sank erschöpft nieder. „Oder soll ich aus der Welt gehen?" seufzte sie nach einer Weile mit zitternder Stimme. „Ich wäre ja nicht Schuld, der Vater ist Schuld und dafür gehörte ihm auch Etwas," stierte dann wieder mit verworrenen Blicken in der Finsterniß umher, horchte dem Rauschen des nahen Bächleins zu, das ihr gar schwermüthig in die Ohren tönte — und mit bebenden Lippen und zitternder Stimme gab sie ihrem schauerlichen Gedanken die Worte: „Ach, daß dieses Bächlein tief genug, daß es ein recht wilder, reißender Strom wäre! — Was wird mir, wenn ich heirathe? Alle Freuden meines Lebens sind dahin, und welchen unter den Vielen soll ich zum Manne nehmen? Es gefällt mir Keiner recht. Ach, daß es so kommen mußte! Ich bin aber nicht Schuld, der Vater ist an meinem Unglück Schuld. Aber sterben —" hub sie wieder jammernd an, „sterben ist auch schrecklich — schauerlich — entsetzlich! Will mich aber der nicht, den ich im Sinne habe, dann fahre mein Leben und Alles hin! Aber, er wird mich verstoßen — er hat mich ja längst nicht mehr besucht — mein Vater flucht ihm, das weiß er. — Er hätte sonst Gründe, sich von mir loszusagen. — O, Unglück, über Unglück! Mein Leben ist schrecklich — aber —" sie staunte und kämpfte, „sterben ist auch schrecklich — entsetzlich — ent-

setzlich!" Und plötzlich ergriff sie eine unwillkürliche Furcht, die weißstämmigen Birken umher schienen sich geisterähnlich bewegen zu wollen und vom Sternenberg her vermeinte sie gar ihre Mutter im Leichentuch herab kommen zu sehen. Wie schlaftrunken, nicht wissend wohin, stürmte sie gerade aus und davon, einem schauerlichen Abgrund zu, der sich hart am Fußweg befand. Schon hatte sie bewußtlos den Fuß auf den äußersten Rand des hohen Felsen gesetzt, so fühlte sie sich an ihrem Kleide gepackt und eine ängstliche Stimme rief: „Jesus! wohin willst du? Hier würdest du in tausend Stücke zerschmettern." Diese Stimme war die eines Jünglings, welcher mit einem Bürdelein weißer Körbe den nahen Berg herab gekommen war und so unvermuthet Lises Lebensretter wurde.

Lise sank auf einen umgehauenen Baumstamm nieder und seufzte: „Jesus! wo bin ich?" —

Eben begann der Mond die Dunkelheit der Nacht zu erhellen und der Jüngling erkannte in diesem ächzenden und zerstörten Mädchen Lise von Felshalden. Er trat erschrocken zurück und war unschlüssig, ob er bleiben oder gleich weiter gehen solle; denn er fing an, sich vor Lise zu fürchten, weil er meinte, sie habe sich absichtlich in den Abgrund stürzen wollen. Auch scheute er sich, ihres schlechten Rufes wegen, so nächtlicher Weile allein bei ihr zu sein, obgleich er auch zu denjenigen gehörte, welche etwa Spaß mit ihr getrieben hatten. Doch, sein menschlicheres Gefühl gewann Oberhand, er dachte, sagen die Leute auch was sie wollen, so könne er das Mädchen nicht stecken lassen. „Ich will meine Körbe hier verbergen, bis ich wieder zurückkomme," sprach der Jüngling, „und dich nach Hause begleiten, ich sehe es ist dir nicht wohl," und er verbarg die Körbe ins Gesträuch. Lise hatte sich indeß ein wenig erholt, rieb sich die Augen, strich die Haare zurück, ordnete Kleid und Schürze und fragte dann wie vom Schlaf erwachend: „Aber wer bist du, guter Mensch? —" Der Jüngling wollte es nicht sagen und be-

merkte nur bloß: das sei ihr ja gerade nicht nöthig zu wissen, wenn sie nur gut nach Hause komme; er meine, es sei ihr gar nicht wohl. Und als der Jüngling so redete, erkannte ihn Lise und stürzte mit einem lauten Schrei: „O Konrad, mein lieber Konrad!" an seine Brust. „Um Gottes Barmherzigkeit, um des jüngsten Gerichts willen, verlaß mich nicht! du weißt ja, am Skapulirsonntagnachts hast du mich da im Thal unten angetroffen, bist mit mir nach Hause gekommen und seither ein Mal — du weist Alles wohl — ich muß dich als Vater und Bräutigam ansprechen."

Konrad stand da wie vom Donner gerührt, zitterte an Händen und Füßen; ein kalter Schauer durchlief ihn und die Haare standen ihm gen Berg. Er war auch einer derjenigen, welcher erst kürzlich noch gesagt hatte: „Lise sei eine Gurre und kein ehrlicher Mensch werde ihr was anhaben," und nun sollte er eine solche zur Frau nehmen. Ein furchtbarer Kampf wühlte in diesem Augenblick in seiner Brust; er bereute es fast, sie gerettet zu haben. Nun kam ihm Alles zu Sinn, was ihm das gute Salomeli an jenem Abend im Hüttchen gesagt hatte und er sah jenes Sprüchwort vollkommen an sich erfüllt: „Wer sich in Gefahr begibt, kann in Gefahr umkommen." Lise hielt ihn immer noch fest am Arme und flehte: „Verlass' mich nicht!" Konrad war durchaus kein böser Mensch, nur hatte er, wie jeder Andere, neben seinen Tugenden auch seine Schwachheiten. Auch war seine Erziehung nicht wie die des Salomeli, daß er so genau und gerne darüber gewacht hätte, und darum wurde er unversehens von böser Versuchung überfallen und — besiegt. So sehr er seine Unbesonnenheit wegen Salomeli bereute, hielt er sich von jener Zeit an nicht mehr werth, um ihre Hand zu werben und vermied es auch so viel möglich, nach der Matt hinauf zu gehen.

Noch steht er wie versteinert da — das Gewissen schlägt ihn auf allen Seiten und der Vorsatz zum Läugnen oder zum Gestehen macht ihm sterbensbang. Endlich bringt er die

Worte hervor: „Aber soll ich denn ausessen, was ein Anderer angerichtet hat? — Die ganze Welt weiß es ja, was für Eine du bist. Warum hast du mir an jenem Abend versprochen Wein zu geben und hast mich nicht dort von jenem Brünnlein trinken lassen? Ich wäre dann nicht mit dir ins Haus hinein gekommen."

„Aber, Konrad," sprach Lise, „habe ich dich gezwungen? Und warum hast du mich nachher wieder besucht?" — „Ich mußte dir ja einen Korb bringen," wollte sich Konrad ausreden. „Warum hast du ihn aber nicht durch Mädle geschickt," erwiderte Lise, „die am nämlichen Tage in euerm Hause war und ihn mitnehmen wollte?" „Weil ich sonst noch Geschäfte hatte da unten; ich bin nicht dem Korb zu lieb zu dir gekommen," sprach Konrad und wandte sich immer mehr von Lise ab. Und Lise erwiderte ihm, schon etwas spitzig: „da habe er die Wahrheit geredet, er sei nicht dem Korb zu lieb gekommen und darum stehe eben die Sache wie sie stehe; mit gutem Gewissen könne er nicht sagen, daß er nicht Vater sei."

Konrad klopfte das Herz immer mehr; er konnte und wollte sein Gewissen nicht betäuben, er hatte noch Niemandem eine Wahrheit frech weggeläugnet. Bald fing er an, zu glauben, er habe diese Strafe wegen Salomeli verdient; aber eine solche lange und herbe Strafe, meinte er, wäre doch zu hart. Er müsse doch Tags und seines Lebens bei Lise sein, und wenn sie mit der Zeit auch Vermögen bekomme, was aber noch ungewiß sei, so wollte er lieber, sie hätte weniger Geld, dagegen aber mehr Tugenden. Darum seufzte er endlich: „Ach mein Gott, Lise! ich wollte dich mit tausend Freuden zum Weibe nehmen, wenn du nur so brav wärest wie Salomeli." Lise schien sich des Gänzlichen wieder erholt zu haben und gerieth in etwelche Heftigkeit: „Was? so brav wie Salomeli?" rief sie höhnend. „Ja, von der hört man doch viel Gutes! da wollte ich mich schämen, wenn ich nicht eben so brav, oder tausend Mal bräver wäre." „Und ich sage nein!" sprach Konrad ebenfalls heftig. „Wenn du so

brav wärest wie Salomeli, so ständest du jetzt nicht, wie du stehst. Salomeli ist das brävste Maidli in der ganzen Gemeinde."

Lise wurde durch solch ernsten Ton ein wenig bescheidener, es mußte ihr doch Alles daran gelegen sein, Konrad nicht böse zu machen. Daher erwiderte sie in freundlicherm bescheidenem Tone: „Es ist wahr, mit Wahrheit kann Niemand etwas Böses über Salomeli sagen. Du wirst aber gewiß auch mit mir nicht unglücklich sein." „Aber um Gottes Willen, Lise, sage mir doch treu und aufrichtig," hub Konrad seufzend an, „warum wolltest du dich da in den fürchterlichen Abgrund hinunter stürzen? — Es graut mir vor dir, und hätte ich dich nicht zurückhalten können, wo wärest du jetzt? —" Lise fing bitterlich an zu weinen und erzählte Etwas von dem, wie sie ihr Vater diesen Abend behandelt habe, weil sie in solchen Umständen sei: da solle er nur bedenken, daß auch er seine Schuld daran habe und sie auch seinetwegen leiden müsse. Wie sie in der Angst und Verwirrung davon gelaufen sei, ohne zu wissen wohin; absichtlich sei sie aber gewiß nicht da auf die Felsenspitze hingekommen; es graue ihr nun selbst davor. Sollte er sie aber stecken lassen wollen, dann wünschte sie, er hätte sie nicht gerettet.

Bei diesen letzten Worten lief es Konrad wieder eiskalt den Rücken hinauf und er seufzte zu sich selbst: „da muß ich sie nehmen, wenn ich mich nicht um Ruhe und Seligkeit bringen will. Jesus, was hab ich gethan!" Dann wandte er sich zu Lise, konnte sich der Thränen nicht erwehren und sprach schluchzend: „Um's Himmels Gottes willen, Lise, versprich mir nur, du wollest dich bessern, wollest hausen und arbeiten und beten, dann wirst du mir lieb werden und wir werden glücklich sein. Vergiß auch nicht, daß du mir nächst Gott das Leben zu verdanken hast. Ich werde deiner Fehler und Alles dessen, was geschehen ist, nie mehr gedenken; wenn du von nun an dich besserst, aber laß dir dein Lebetag nie mehr so etwas Schreckliches zu Sinn kommen, wie du vor-

hin angedeutet hast. — Wie böse auch dein Vater ist, ich würde mit dir heim gehen, aber jetzt möchte es nicht rathsam sein, und ohne dieß muß ich mit diesen Körben noch ins Kohltobel hinunter. Darum gehe in Gottes Herrgotten Namen wieder zu deinem Vater und bitte ihn um Vergebung. Besuchen werde ich dich, so bald es mir möglich sein wird." Dann reichte er Lise die Hand und sie versprach ihm, zu thun, was er gesagt habe. Konrad ging traurig das Thal hinunter und Lise that als wolle sie nach Hause.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Rache.

Kaum war Lise einige Schritte vorwärts gegangen, stand sie stille, forschend, ob ihr Konrad nicht etwa nachschaue. Und als sie ihn nirgends bemerkte, wollte sie wieder umkehren, um bei Chlesse die Nacht zuzubringen. Auf einmal aber sah sie drei Laternen das Thälchen auf und ab und kreuz und quer dahin schweben. Bald waren alle drei beisammen und dann schnell wieder auseinander; die eine hier, die andere dort, bald wie im Flug, bald wieder langsam und bald waren alle drei und wieder die eine oder andere verschwunden. Und in schauerig, ängstlichem Tone hörte man das Rufen einer männlichen Stimme durch die stille Nacht, welche an den Felsen umher wiederhallte: „Lise! Lise!" Es war die Stimme ihres Vaters. Aber in Lises Ohren klang sie süß, je ängstlicher sie wurde, denn sie glaubte steif und fest, der Vater habe ihr Unrecht gethan und habe deßwegen auch Etwas verdient. Daher, statt zu antworten und den bekümmerten Vater aus seiner Angst zu erlösen, riß sie weidlich ihre weiße Schürze herunter, so auch das weiße Halstuch, steckte beides sorgfältig in den Sack, ging in den Wald hinein und suchte sich zu verbergen. Nun rief eine andere Stimme, es war Heiri,

eine dritte, es war Kathrine. Lise rührte sich nicht und hielt sich bereit, kreuz und quer auszuweichen, wenn die Suchenden ihr nahe kommen sollten. Sie kamen näher und sie hörte den Vater vernehmlich sagen, welcher ins Gebüsch hinein leuchtete: „Mein Herrgott und Vater! wo das Kind sein mag? Was habe ich, grausamer Vater, gethan! Ja, Alles, Alles wollte ich geben, wenn ich nur mein Kind wieder hätte!“ und ängstlich ging er von einem Strauch, von einem Baum zum andern. Lise hörte dies recht gerne, sie dachte: er müsse es doch noch erkennen, was er an ihr verlieren würde. Von einer andern Seite kamen Heiri und Kathrine und zwar sehr nahe. Lise schlich sich hinter eine dicke Tanne. „Es ist schad um jeden Tritt, den man wegen dem Krottenkind thut,“ sagte unwillig der Heiri. „Man sollte sie laufen lassen, es wäre, verzeih mirs Gott, nicht viel hin.“ „Hast schier Recht,“ erwiderte in gleichem Tone Kathrine, „sie ist ein ehrloses, gottsvergeßnes Kind.“

Das zu hören, gefiel Lise eben nicht wohl, sie dachte aber: „Ich will's euch widergelten.“ Das Suchen und Rufen wechselte beständig ab und Lise gab immer keine Antwort. „Wir wollen noch in die Kohlgrube hinunter,“ rief der Vater, „und sehen, ob sie nicht dort sei,“ wollte über einen Graben setzen, blieb mit dem rechten Fuß in der Krümmung einer Tannenwurzel hangen, fiel, zerschlug die Laterne und rief: „Jesis! ich habe das Bein gebrochen!“ Das war Lise denn doch zu viel, so hatte sie's nicht gemeint. Sie gerieth in schreckliche Verlegenheit, durfte es nicht wagen, sich zu zeigen, und wäre dem Vater doch gerne beigestanden. Kathrine und Heiri eilten dem Gefallenen zu Hülfe und vermochten ihm kaum das Bein heraus zu lösen. Es mußte gerissen werden, und das that ihm entsetzlich weh, so daß er ein paar Mal laut auf schrie. Endlich gelang es Heiri, den Unglücklichen zu befreien. Er konnte nicht mehr gehen, Heiri mußte ihn am Rücken auf dem mühsamen Wege nach Hause tragen. Lise jammerte und wußte nicht wo aus und an, fürchtete, daß

wohl gar Niemand zu Hause sein dürfte, daß Heiri zum Arzt müsse. Nach Tablat sei es weit, und wie Kathrine allein den Vater besorgen könnte? — Es fiel ihr ein, sie wolle auf Umwegen voraus eilen, sich weinend vor die Hausthüre hinsetzen und thun, als ob sie von Alldem nichts wisse, sie sei auf dem Heustock gewesen und habe während der Zeit geschlafen.

Und so machte es Lise auch. Als man beim Hause anlangte, kam sie heulend dem Vater entgegen und schrie, er soll sie doch wieder herein lassen, und als sie ihn ächzen hörte, schrie sie noch mehr und folgte den Leuten in die Stube. Heiri setzte den Vater sanft auf die Bank, und als dieser Lise erblickte, wollte er sie umarmen und sank in Ohnmacht. — Und als er wieder zu sich selbst kam, streckte er seine Hand aus nach Lise und sprach mit schwacher, stöhnender Stimme: „Nun will ich gerne sterben, da ich nur dich wieder habe.“ Lise hörte dies wundergern; aber der Vater schien ihr doch zu hart mitgenommen worden zu sein; sie gedachte, welch trauriges Leben nun in ihrem Hause entstehen müsse.

Der Vater wurde indeß auf ein Bett gebracht und Heiri eilte zum Arzt nach Tablat. Der Fuß schwellte sich immer mehr auf, er schien gerade ob dem Knöchel gebrochen zu sein, die Schmerzen nahmen mit jeder Minute zu.

Erst am folgenden Morgen konnte die schmerzhafte Operation vorgenommen werden. Der Vater war wohl ein starker Mann, aber er mußte während derselben mehrmals laut aufschreien. Lise saß indeß draußen unterm Ahornbaum und jeder Schrei, den der Leidende ausstieß, drang ihr durch Leib und Seele. Bittere Vorwürfe fingen an sie zu quälen; gleichwohl hatte sie immer ein Tröpflein Balsam gegen diesen Schmerz bereit, indem sie dachte: Sie sei nicht allein Schuld, der Vater sei auch Schuld.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Kurze Freud, langes Leid.

Lises Vater hatte viel und schwer zu leiden, aber der arme Konrad litt tausend Mal mehr an seiner Seele. Er hatte eine qualvolle Nacht durchwacht; Reue und Schmerz verscheuchten ihm auch den leisesten Schlummer. Er befand sich eben in jenem Gemüthszustand, von welchem die Bibel sagt, daß die Gedanken sich unter einander verklagen.

Hatte er seine Unglücksgeschichte bis in die allerkleinsten Punkte durchgedacht, so mußte er tausend und tausend Mal wieder von vorne anfangen. Bald fühlte er sich unschuldig und warf — in einer gewissen Beziehung — die Schuld auf Salomeli und in der andern auf Lise, endlich sogar auf unsern Herrgott selbst. Er habe sich ja nicht selbst geschaffen, er müsse sein wie er sei und haben was er habe, er würde Vieles anders wollen, wenn er's nur vollbringen könnte. — — Auch hätte der Herrgott wohl machen können, daß er an jenem Abend Lise nicht hätte antreffen müssen, er sei ja allmächtig. — Oder besser wäre es gewesen, er hätte am Skapulirmorgen schon regnen lassen, statt wie am Abend, dann wäre er gewiß nicht nach Fischingen gegangen. So dachte der aufgeregte Konrad, in einem Gemisch von kindlichem Glauben und eitler Vernunft. Aber dann wurde es ihm wieder seelenangst; er mußte und konnte sich mit Wahrheit gestehen, daß Niemand Schuld sei als er selbst. „Habe ich nicht lange vorher einen bösen Gedanken in mir genährt?" seufzte er. „Suchte ich nicht schon längst zu dessen Ausführung mit Salomeli allein zu sein? — Habe ich mir nicht alle Mühe gegeben, sie in Fischingen aufzuhalten, betrunken zu machen, Umwege einzuschlagen und mich in die Nacht hinein zu verspäten? — Wer macht mir wahr, daß ich hätte gehen m ü s s e n? — Wer überzeugt mich, daß ich Lise nicht hätte ausweichen k ö n n e n? — Hat mich nicht von Anfang an mein eigenes Gewissen laut gewarnt? — Warum

habe ich ihm kein Gehör gegeben? — Was hat mir die Müllerin gesagt? — Da wäre es leicht möglich gewesen zu entfliehen und dort wäre es leicht möglich gewesen. — Ist's nicht sonnenklar? — Ich kannte ja Lise zu gut und wußte längst, wie und was sie war. Herrgott, verzeihe mir und erleichtere meine Last!"

So seufzte und betete Konrad, härmte und grämte sich bis zum frühen Morgen.

Sonderbar! — Unter Zehn hätten sich in diesem Fall gewiß Neun ganz gleichgültig über dies Alles hinweg gesetzt; hätten gedacht: „Wenn Lise auch keine Tugend hat, so hat sie doch Geld, und mit Geld kann man Alles oder doch Vieles haben. Und am Ende ist man nicht auf ewig verbunden; ein Weilchen läßt sich's doch lustig bei ihr leben und dann, wenn die Trübsal anbrechen will, heißt's: „Ade, Lise!" — man geht und — läßt sich scheiden."

Solche Gedanken hatte mitunter Konrad auch selbst; aber es bangte ihm davor, sie auszuführen und einen Bund zu brechen, den er im Namen des dreieinigen Gottes zu halten beschworen hätte.

Ja, so dachte Konrad. Geschah es aber aus reiner, lauterer Frömmigkeit? — Man wäre versucht, es zu glauben. Wenn aber Lise in Zürich, Bern, Baden, Basel oder in Luzern gewohnt hätte und ihre Schlechtigkeiten hier unbekannt gewesen wären, man sie nach ihrer Verstellung für eine brave Person gehalten hätte, so möchte man fragen, ob nicht Konrad um des Geldes willen sich nicht bald hätte trösten können?

Konrad fürchtete sich doch am meisten vor dem Gerede der Leute, wie man ihn auslachen und verspotten, wie man sich über den manierlichen Kuerli verwundern werde, daß er in eine solche Falle gelaufen sei u. s. w. Es ist wahr, er schämte sich, der Bräutigam eines so verrufenen Mädchens zu sein, sich öffentlich zeigen zu müssen und bereute es mit

bittern Thränen, sich einst nicht geschämt zu haben, im Verborgenen bei ihr zu sein.

Aber ein anderer Kummer belastete wieder Konrads tief gedrücktes Herz; er mußte seine Geschichte den Eltern offenbaren, was ihm deßwegen besonders schwer fiel, weil sie ihm oft selbst das gute Salomeli angerathen hatten. Sein blasses, kummervolles Angesicht und die roth geweinten Augen machten sie aber bald auf ihn aufmerksam. Konrad war ein geschickter Korbflechter in feiner Waare. Die Mutter hatte ihn am folgenden Morgen heimlich beobachtet, wie er bei seiner Arbeit öfters schwere, stille Seufzer ausstieß, stierte und staunte. Es wurde ihr angst; sie fragte ihn öfters, was ihm fehle und erhielt jedes Mal zur Antwort: es sei ihm nicht wohl. Als er aber am Abend eine Parthie Körbe zum Brunnen hinaus trug, sie zu netzen, ging sie ihm nach und fragte ihn da, was ihm denn eigentlich fehle. Konrad schossen Thränen in die Augen, er sagte ängstlich und leise, er dürfe es nicht sagen. Die Mutter wurde ängstlicher und drang noch mehr in ihn, es ihr doch treu zu offenbaren und sie aus ihrer verzweifelten Ungewißheit zu erlösen. Der Vater sei ja fort.

Hierauf erzählte ihr Konrad den ganzen Verlauf der Dinge. Je mehr er erzählte, je mehr die Mutter zitterte, bis sie sich endlich auf das Bänklein unter dem Weidenbaum setzen mußte. Und als Konrad mit seiner Erzählung zu Ende war, schlug die Mutter mit jammerndem Blick die Hände zusammen und sprach: „Konrad, da hat dich unser Herrgott wegen Salomeli gestraft.“ Mehr vermochte sie für diesmal nicht zu sagen, und beide gingen stillschweigend in die Stube hinein. „Das ist eine Schande für uns Alle,“ seufzte die Mutter mehrmals zu sich selbst. „Wenn Sie nur weit her wäre und Sie Niemand kennte; aber das Mensch ist hier überall verschrieen, der arme Schlüsselibueb würde sie kaum zur Frau genommen haben.“ Zorn und Aerger wollten sie übermannen, Konrad vor allen Hausgenossen recht tüchtig

zu zanken. Als sie aber seine Zerknirschtheit betrachtete, wurde sie von mütterlichem Mitleid ergriffen und nahm sich vor, ihn lieber zu trösten, und auch beim Vater, wenn dieser nach Hause komme, ein gutes Wort für ihn einzulegen. Der Vater aber brachte am Abend ein fröhliches Räuschchen und mit demselben noch eine fröhlichere Nachricht nach Hause, daß sie nämlich, gewiß und bestimmt, von einer weitläufigen Base in Schönau vierhundert Gulden erben können, gestern sei sie gestorben. Darum ging er über Konrads Geschichte leicht weg und sprach tröstend zu ihm und der Mutter: „Laßt die Leute schwatzen, damit sie nicht stumm werden. Am End ist Lise doch kein Bettelmensch; eine solche würde mir auch nicht gefallen haben. Jeder Mensch hat seine Fehler und Grobheiten und Schwachheiten und allerlei Heiten, Luxus und Zeugs und Sachen mehr," streckte dann den linken Arm heraus, fuhr mit dem Ellstecken quer darüber hin und her, schlug mit dem einen Fuß den Takt und sagte lachend: „Horcht auf! ich will euch ein Liedlein geigen," schnitt ein recht fröhlich und lustig Gesicht und sang:

„Wär' Jedem an der Stirn geschrieben,
Was er sein Lebtag hat getrieben,
Wohl mancher Mann und manche Frau
Trüg' grüsliche Dinge der Welt zur Schau."

„Lustig, hell uf! sie machet der Bäsi z'Schönau de Todtebaum!"

Alle mußten lachen, selbst den traurigen Konrad riß der lustige Vater zum Lachen hin.

„So isch recht!" rief der Vater. „Wer möcht trurig si, wenn 's Säuli im Salz liit? — Sei du nur getrost, Konrad," hub der aufgeräumte Vater wieder an: „kommt Lise zu uns ins Haus, wir wollen sie schon bekehren; da können wir ja ein gutes Werk thun. Die Leute sind Narren, wenn sie deiner deswegen spotten wollen. Ist's nicht besser, sie bekomme einen braven Mann, als einen schlechten?

Ein Schelm würde sie ja noch schlechter machen und ganz und gar ins Unglück bringen. Vielleicht hat's unser Herrgott gerade so haben wollen, daß du, Konrad, Lise vom ewigen Tode retten sollst." Da sagte Konrad mit etwas leichterm Herzen leise bei sich selbst: „Ja, gelänge dies mir, wie ich sie gestern Abend vom Sturz in den schauerlichen Abgrund retten konnte." „Aber bedenke, Vater," erwiderte die Mutter, „wie Beide noch so jung sind." „Ei, du thorchtigs Fräuli," lachte der Vater, „kommt's denn beim Heirathen nur auf's Alter und auf mehrere oder wenigere Jahre an? Gibt's nicht junge Schlingel, alte Schlingel, junge nichtsnutze Maidli, alte nüdwerzi Maidli und von beiden Seiten gute und brave, und darum auch gute und schlechte Ehleut." „Ja nun," entgegnete die Mutter, „wenns nicht auf die Jahre ankommt, so meinte ich, Konrad sollte Lise lieber fahren lassen." „Nein," versetzte der Vater, „nu wo zwee ruuch Stei z'sämme chönnd, mahlet's nüd gut. Bei Konrad und Lise ist's nicht der Fall, und was bei dieser nicht ist, kann noch werden. Kurz, wenn sie kommt, muß sie trawälli, muß beten und arbeiten, und will sie das nicht, dann hat der Zimmermann 's Loch scho g'macht, und sie cha wieder 'naus spaziere. So machen's wir und bekümmern uns weiter um keinen Menschen; denn unser sind wir. Drum, Konrad, fasse Muth, greif das Werk mit Freuden an und thue deine Pflicht."

Konrad glaubte, der Vater würde auch so reden, wenn er kein Räuschchen hätte; darum fühlte er sich völlig getröstet und meinte, sein Fehltritt könnte ihm und Andern noch zum Segen werden. Daher begab er sich an demselbigen Abend noch nach Felshalden und wollte sich, auf jede Gefahr hin, bei Lises Vater als deren Bräutigam melden.

Aber wie erstaunte er, als er diesen Mann in solch mißlicher Lage fand, noch mehr aber, als der Vater ihm sogleich die Hand reichte, sie fest drückte und im freundlichsten und freudigsten Tone ausrief: „Willkommen, mein Sohn! Du

Lebensretter meiner Tochter!" Konrad wußte kaum wie ihm geschah, so sehr war er überrascht, den wilden Mann so zahm, so sanft und freundlich zu sehen. Nun glaubte er fest, Gott werde Alles zum Besten lenken. Auch Lise zeigte sich außerordentlich freundlich, züchtig und liebreich, und Konrad meinte, sie habe sich ganz geändert.

Konrad mußte sich an das Krankenlager des leidenden Vaters hinsetzen und dieser hub dann seufzend an: „Konrad, ich habe dir und meinem Kinde höchst unrecht gethan, weßwegen ich auch so hart gestraft worden bin. Nun, ich habe es verdient. Lise hat mir so eben erzählt, in welche Angst und welche Lebensgefahr ich sie getrieben und wie du sie, gleich einem Engel vom Himmel, vom Tode gerettet habest. Dank dir, tausend Dank! Ich will es dir so gut als immer möglich vergelten. Holet ihm doch zu essen und zu trinken!" So schien der Vater wieder die beste Seele zu sein.

Konrad erbot sich, diese Nacht hier zu wachen, was dem Vater sehr lieb war.

Von dieser Zeit an wurden Anstalten zu Lise's Hochzeit getroffen, was, wie natürlich, unter den Leuten viel zu reden gab. Die Einen gönnten Konrad seine Braut, die Andern mißgönnten sie ihm. Auch Salomeli gönnte sie ihm nicht, aber aus weit edlerm Grunde als jene Leute, es that ihr weh, Konrad nicht glücklich zu wissen, denn sie liebte ihn noch, aber mit Schwesterliebe.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

„Möchtet ihr es heute erkennen, was zu euerm Frieden dient."

Wenn eine verwahrlosete Gemeinde einen trefflichen Seelsorger, gute Vorsteher und gute Lehrer erhält, muß sich

nicht jeder gutdenkende Mensch darüber freuen und sagen: Gott Lob und Dank! Wünscht er nicht von ganzem Herzen, daß ihr geholfen und sie aus ihrem Verderben möchte gerettet werden? — Ei nun, wer sollte sich nicht freuen, wenn er in des Gemeindrath Krämers Haus zu Felshalden einen gutdenkenden Menschen, sogar ein Familienglied einziehen sieht, der sich mit Gott vorgenommen hat, mit edler Hingebung Lise und ihren Vater in Liebe und Geduld auf bessere Wege zu bringen, ihr Seelenglück und des Hauses Wohlstand vor gänzlichem Untergange zu retten? — Dieser brave Mensch ist Konrad, Lises nunmehriger Gatte, der aus leicht zu erachtenden Gründen seine Wohnung hier nehmen mußte.

Die Trauung hätte, auf Lises Bitten, bis zur gänzlichen Herstellung ihres Vaters verschoben werden sollen, damit man auch eine lustige Hochzeit hätte feiern können. Aber, eine Woche nach der andern verstrich, der Vater mußte immer *das Bett hüten*; denn der Beinbruch war sehr bös, und aus *bekannten Ursachen* mußte die Trauung während dieser Zeit vollzogen werden. Dadurch wurde Lise'n eine ihrer freudigsten Hoffnungen vereitelt, die sie schon von ihren Kinderjahren an gehegt, wie sie denn zu Ehleffe und Andern gesagt hatte, mit welcher Pracht einst ihre Hochzeit gefeiert werden müsse u. s. w. Nun ging sie ganz in der Stille vorüber; weder Spielmann noch Brautleute wurden dazu eingeladen. Man ließ sich in Zell kopulieren und kam Abends bei rechter Zeit zu einem einfachen Nachtessen wieder nach Hause.

Das war nun auch eine bittere Frucht von Lises Rache gegen ihren Vater und bitterere dürften noch im Schoße der Zukunft verborgen sein, die sie früher oder später zu genießen hat.

Möge Gott den guten Konrad in seinen edlen Vorsätzen stärken, seine Bemühungen segnen und möge ihm die Geduld nicht ausgehen, denn hier hat er doch ein schweres Stück Arbeit.

Dreißigstes Kapitel.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

Schon ist Salomeli vierundzwanzig Jahre alt und hat noch keinen Mann. Nun erst behaupten die Leute, sie müsse gewiß ledig absterben, da sei's aus und vorbei. Und schon kommen ihre Vettern und Basen auf Besuch, schleichen sich freundlich heran, wie lüsterne Katzen, wenn sie Speck oder Braten riechen; wundern gar fölli, was sie etwa mit der Zeit von ihrem Herr Vetter, der Frau und Jungfrau Bas erben könnten; denn sie wissen, daß hier Alles sehr gut steht, daß der Herr Vetter keine Geißen mehr hat, aber eine hübsche Kuh und ein schönes Rind.

Obgleich Salomeli wie eine Rose blüht, fragen sie doch bedenklich: „Salomeli, wie goht's der auh? — Ach min Gott! du gsehst übel us, häst präzis so hübsch Bagge wie mis Chind selig, das schier mit rothe Bagge gstorb=n=ist. Aber das ist halt kei natürliche Röthi, seb isch; 's sind nu Hitze=n=und Jäst. 'S Best ist halt, wenn d' ledig blibst, der Ehstand ist ja doch, in all Häg ie, en Wehstand."

Salomeli gab zur Antwort: „Sie wolle leben so lang es Gott gefalle und vom Heirathen möge sie jetzt nicht reden." Es wäre aber Schade, wenn Salomeli nicht heirathen wollte oder könnte, wer zweifelte noch, daß sie nicht eine der besten Hausmütter würde? — Es ist wahr, sie ist seit der Bekanntschaft mit Konrad etwas bedenklich geworden, hätte manchen gutscheinenden Anlaß zum Heirathen gehabt, aber es wurde jeder Freier abgewiesen. Nun, was nicht ist, kann noch werden; es ist ja nicht gut, daß der Mensch allein sei, so wird auch in diesem Fall für Salomeli gesorgt werden, oder vielleicht ist schon gesorgt.

Ihre Mutter hatte auf Ottenhub eine gute Jugendfreundin, welche seit mehreren Jahren Wittwe war, die nur einen einzigen Sohn hatte von Salomelis Alter. Die Mütter setzten ihre Jugendfreundschaft auch in ihren alten Tagen

noch fort, sie vergaßen einander nicht; denn sie waren von gleicher Denkungsart, hauslich, arbeitsam und gottesfürchtig. Auch hatte Magdalene, so hieß diese Freundin, ihren Sohn Heinrich eben so gut erzogen, wie Mutter Marei ihr Salomeli.

Aber Heinrich war nicht ganz wie die andern jungen Leute dort, er war überaus schüchtern und zahm, und die Leute sagten oft: „Der heirathet gewiß nicht." Aber stille Wasser gehen tief und stille Leute denken stets tiefer als die, welche beständig schwatzen und eben zum Denken keine Zeit haben. Heinrich scheint seit einiger Zeit tiefer zu denken als sonst; es ist, als ob er an dem Sprüchlein herum studierte: „Es kann ja nicht immer so bleiben."

Aus Heinrichs Leben weiß man nur wenig, aber dies Wenige ist unendlich viel: Er arbeitet fleißig, wie es auf Ottenhub Brauch ist, betet gern, hauset und spart und vergißt auch der Armen nicht. Er liebt aufrichtig seine alte Mutter und sucht ihr das Leben schön zu machen. Darum hat er auch ein schuldenfreies Gütli, kann Sommer und Winter eine Kuh halten und genug zu essen pflanzen. Außer der Feldarbeit beschäftigen sich er und seine Mutter mit Weben, halten überall Alles, in Haus und Feld, in zierlicher Ordnung und Reinlichkeit, wie es fast durchweg auf Ottenhub Brauch ist und wie hierin Einer dem Andern mit gutem Beispiel voran geht.

Und eines Tages sprach Magdalene zu Heinrich, ihrem Sohn, und hielt mit Weben inne: „Siehe, ich alte und schwache; die Jungen können sterben und die Alten müssen sterben, darum könntest du wohl noch lange leben, denn du bist gesund und stark; aber mir dürfte bald mein Stündlein schlagen. So, wenn du nicht allein bleiben willst, und gut ist es ja nicht, daß der Mensch allein sei, so suche dir Jemand, der dir mehr als Vater und Mutter sein kann. Du verstehst, wie ich's meine? —"

Heinrich hatte auch mit Weben inne gehalten und der

Mutter Worte ganz richtig verstanden; darum wurde er noch viel hübscher im Gesicht, als er es gewöhnlich war, schlug die Augen schamhaft nieder und that, als ob er einen Faden knüpfen wollte.

Die Mutter sagte nochmals: „Du verstehst, wie ich es meine?" — Heinrich fing das Herz laut zu pochen an und er sprach: „Ja, Mutter, freilich habe ich dich verstanden," und weil er gegen seine Mutter stets offen war, so erzählte er ihr eine große Wichtigkeit und sagte, daß er Salomeli liebe und von ganzem Herzen liebe, und wenn es geneigt wäre, so wollte er sie zum Weibe nehmen.

Der Mutter freundliches Angesicht wurde sichtbar verklärt und sie sprach: „Nun sehe ich meinen letzten Wunsch erfüllt! Salomeli ist ein Mädchen für dich und unser Haus. Ich weiß, du wirst Gehör finden; denn ich habe schon selbst mit seiner Mutter hierüber geredet. Wohl ist sie aus dem verachteten und unglücklichen Sternenberg, der leider weit und breit verschrieen ist; aber ist es nicht auch bei uns und unten und oben im Lande nöthig Buße zu predigen? — Auch im Sternenberg sind noch Leute, die beten und arbeiten und nicht bloß Salomeli und seine Eltern allein, sonst würde er ja längst zu Grunde gegangen sein*). So gehe dann bei

---

*) Der Verfasser fühlt sich verpflichtet und freut sich, hiemit durch Thatsachen beweisen zu können, daß auch bei vielen Leuten im Sternenberg, wie in jeder andern Gemeinde, Sinn und Willen für Gutes und Nützliches zu finden sei, wenn auf angemessene Weise Anregung geschieht.

So besteht z. B. schon seit 4 Jahren hier eine Jugendgesellschaft von Jünglingen, geleitet von einem hoffnungsvollen jungen Menschen, Joh. Ulrich Furrer auf Obermatt. Der Zweck dieses Vereines ist: Beförderung und Vermehrung nützlicher Kenntnisse, zunächst dessen, was fürs häusliche und bürgerliche Leben nothwendig ist, wozu ein Lesezirkel von guten Schriften veranstaltet wurde, welche Bücher der Gesellschaft bisher von Geistlichen und Lehrern zum Lesen unentgeltlich mitgetheilt worden sind. Zweitens ist jedes Mitglied verpflichtet, zur Uebung in der

erster Gelegenheit hin, wirb um sie mit Anstand und sorge, daß Alles hübsch ordentlich zugehe.

Schriftsprache ein Tagebuch zu führen, bemerkenswerthe Begebenheiteu und Anderes aus dem Alltagsleben hinein zu schreiben, auch bisweilen über ein gegebenes Thema einen Aufsatz zu verfassen, welcher dann, nebst andern, in der Versammlung, welche monatlich an zwei Sountagabenden statt findet, vorgelesen, besprochen und der Grundgedanke ans Protokoll genommen wird. Die Aktuarstelle muß jedes Mitglied abwechselnd ein Vierteljahr versehen, damit Jeder Gelegenheit habe, sich auch in diesem Punkte zu üben. Jedes Mitglied leistet einen bestimmten, den ökonomischen Umständen gemäßen wöchentlichen Beitrag an Geld, woraus allfällige Kosten bestritten werden, der Ueberschuß aber zu einem gemeinsamen Fond aufgehoben wird. Ferner hat sich diese Gesellschaft die lobenswerthe Aufgabe gestellt, sich von all den unnützen, Zeit und Geld raubenden Vergnügungen ferne zu halten, auch die jüngern Leute bei ihren Spielen zu leiten und Liebe zu edlern Freuden zu wecken, welche schöne Aufgabe sie, nach unpartheiischem Zeugniß, rühmlich zu lösen scheint.

Gewiß verdiente ein solcher Verein Nachahmung, wobei noch Manches verbessert werden könnte. Auch verdiente er Beachtung und Beförderung von Seite der Gemeindsvorsteher und Lehrer, zumal immer häufiger geklagt wird, daß die bescheidenen und manierlichen jungen Leute mit jedem Tage seltener werden. Hand an's Werk zu legen und auf angemessene Weise Verbesserungsversuche zu wagen, wäre wohl das Heilsamste. Bloßes Schelten, Klagen und Strafen macht nicht selten die Sache nur schlimmer.

Zweitens hat sich mit Anfang dieses Jahres ein sogenannter *Schillingverein* gebildet, welcher etwa aus 24 Mitgliedern besteht, wobei jedes Mitglied einen wöchenlichen Beitrag von *einem Schilling*, nicht *mehr* und nicht *weniger*, an eine gemeinsame Kasse zu leisten hat, welches Geld an Zins genommen und am Ende des Jahrrs die Bestimmung desselben zu einem nützlichen und wohlthätigen Zwecke besprochen und beschlossen wird. Bei jeder Versammlung, welche an Sonntagabenden in einem Privathause stattfindet, wird etwas Belehrendes und für diese Leute leicht Faßliches vorgelesen und besprochen; bisweilen auch selbstverfaßte Aufsätze von jüngern Mitgliedern über Landwirthschaft, Industrie, gemeinnützige Anstalten 2c. 2c., so daß eine angemessene, geistige Unterhaltung niemals mangelt.

Da wurde es Heinrich so leicht und wohl ums Herz, wie es ihm noch nie gewesen war. Er säumte sich nicht

---

Und drittens besteht seit letztem Frühjahr auch eine Ersparnißkasse für hiesige arme Kinder, wobei Eines mit nur einem Rappen Einlage beginnen kann.

Die meisten dieser Kinder erhielten bisweilen von ihren Eltern und Verwandten ein paar Rappen oder Schillinge zum Geschenk. Gedachte auch Manches dies als Nothpfennig für künftige Zeiten aufzusparen, mußten diese kleinen Sümmchen nothgedrungen wieder in die Haushaltung verbraucht werden. Viele aber wußten mit solchem Gelde nichts Besseres zu thun, als — es zu vernaschen. Daher war die Errichtung einer solchen Anstalt diesen Leuten sehr erwünscht, und zwar auch darum, weil sie mit einer so kleinen Einlage beginnen können. Mit großer Freude trugen die Eltern für ihre Kinder die letzte Barschaft hin; die Einen 2, die Andern 3 bis auf 10 Rappen. Auch trafen sie von Stund an eine zweckmäßigere Einrichtung in Beziehung der Arbeit ihrer Kinder. Sie gaben ihnen einen wöchentlichen mäßigen Rast auf und wenn sie diesen gut und pünktlich gemacht haben, geben sie ihnen vom Arbeitslohn 1 bis 2 Schilling in die Ersparnißkasse. Nun arbeiten diese Kinder, wie begreiflich, mit viel größerer Lust als zuvor und eben so gerne legen sie ihre Rappen in die Ersparnißkasse, als wie sie früher damit zum Zuckerkrämer gelaufen sind. Bisweilen erhält auch der Besorger dieser Kasse von wohlthätigen Leuten kleinere und größere Gaben unter die ärmsten dieser Kinder zu vertheilen und diese in ihre Scheine gutzuschreiben. Besser könnte wohl eine solche Gabe nicht verwendet werden. Daß nur der tausendste Theil der reichen Gaben, die gar oft nur liederlichen Armen zufallen, welche nicht selten dadurch noch liederlicher werden, in die Kasse dieser armen Kinder fiele! Es sind gegenwärtig ihrer vierundvierzig.

Möchte besonders diese Anstalt, mit welcher so viel Gutes und für's Leben Nothwendiges verbunden werden könnte, kräftig ins Leben treten, gehörige Theilnahme finden und von Seite der Vorsteher und gemeinnützigen Männern unterstützt und befestigt werden, dann, hoffen wir zu Gott, würde dem Sternenberg ein Morgenroth aufgehen zu einem glücklichen Tag.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß sich in jüngster Zeit im Schulkreis Steinshof auch ein Leseverein gebildet hat, welcher gegenwärtig aus circa 32 Mitgliedern besteht, woran die meisten Gemeindsvorsteher und

lange und folgte dem reinen Zug der Liebe. Und wie es ihm die Mutter verheißen hatte, fand er Salomeli und dessen Eltern geneigt und es fand die baldige Verlobung statt.

Salomeli und seine Eltern machten aus dieser Bekanntschaft kein Geheimniß. Gleichwohl sprangen sie nicht in den Häusern umher, zu verkünden, daß Salomeli Braut sei; die Sache wurde ohnedieß zeitig genug ruchtbar. Schon am andern Abend hieß es beim Brunnen, Jörrlis Salomeli sei Braut mit dem und dem, und einige konnten sich nicht genug verwundern, wie das auch zugegangen sei, man habe ja seit der Bekanntschaft mit Konrad, schon vor drei Jahren, kein Wörtchen gehört, daß es einen Liebsten habe, nun sei sie auf ein Mal Braut und habe einen schönen, braven Hochzeiter, einen ab Ottenhub, wo sie es recht gut haben werde.

„Gell, das dünkt euch doch sonderbar," sagte der alte Schulmeister zu ein paar Mädchen und Jünglingen, indem er eben eine Gelte unter die Röhre stellte, „ihr meinet, das sei ein großes Wunder, daß wieder einmal ein Päärchen ehrlich zusammen gekommen ist, die nicht vorher Jahr und Tag auf allen Märkten und Tanzböden, auf Ofen und Bänken mit einander herum gekalbert sind. Probiert's und macht's wie Salomeli. Hat sie auch keinen Herren bekommen, so hat sie doch keinen Bettler und dazu einen braven Mann. Fahret ihr aber in euerer gemeinen Weise fort, so bekommt ihr nur Lausbuben zu Männern, und ihr, Bursche, verdruckte Säuständli zu Weibern; dann hat Jedes was es nicht will, aber was ihm gehört." Somit war seine Gelte längst mit Wasser voll, er

---

Schullehrer Theil nehmen, der sich regelmäßig Sonntag Abends im dortigen Schulhaus versammelt.

Der Hauptzweck dieses Vereins ist: „Gemeinnütziges Wirken, zunächst für das Wohl der Gemeinde." Möge er in dieser edlen Bestrebung fortbestehen und in seinen Bemühungen gesegnet sein!

lupfte sie auf den Kopf, sagte gut Nacht und ging. Die Andern gingen auch, aber sie vergaßen, was ihnen der alte Schulmeister gesagt hatte.

So erwünscht Salomelis Verlobung war, brachte sie doch seine Eltern in nicht geringe Verlegenheit. Ihr Gütchen hatte sich im Laufe der Jahre durch Fleiß und Thätigkeit vergrößert und der arbeitenden Hände mehr nöthig gemacht, besonders weil der Vater seinen Handel immer noch fortsetzen wollte. Heinrich war fast in gleicher Verlegenheit, denn seine Mutter mochte eben nicht mehr wohl nachkommen.

Aber wo wahre Liebe lebt, läßt sich gar Vieles zu gegenseitiger Nützlichkeit ausgleichen. Heinrich und Magdalene baten Salomelis Eltern, in ihr Haus zu kommen, sie hätten ja Platz genug und dann wären doch Alle beisammen. Wohl that es diesen weh, ihr verschönertes Gütchen zu verkaufen, doch willigten sie ein.

Es zeigte sich für Jörrlis Liegenschaften bald ein solider Käufer und nach einem Vierteljahr wurde Salomelis Hochzeit verkündet.

Und als in den nächsten Tagen Salomelis Brautfahrt abgeholt wurde, konnten sich die Leute nicht genug darüber verwundern, wie brav und sauber Bett und Kasten und alles Andere war. Viele mußten sagen: „Das hätte man doch vor fünfzehn Jahren nicht gemeint, daß Jörrli noch so wohlhabend würde.“

„Wisset ihr aber, wie viel Vermögen Salomeli jetzt schon hat?“ sagten wieder Andere. „Zwölf hundert Gulden hat sie jetzt schon, das wissen wir bestimmt. Und kein Mensch kann ihnen mit Wahrheit nachsagen, daß sie Jemanden nur eines Hellers werth betrogen hätten. Wohl hatten sie ihre Fehler, wie andere Menschen, aber dennoch waren sie gut und brav.“

Da wünschte manche Frau, wenn sie nur einen Mann

hätte wie Jörrli einer sei, und mancher Mann wünschte eine Frau, wie Mutter Marei eine sei, und Kind und Buben so brav wie Salomeli, dann würden sie glücklicher sein.

Ein solch schönes Zeugniß konnten diese guten Leute mit sich von der Matt wegnehmen, wo sie nicht nur kurze Zeit, sondern viele Jahre gelebt hatten.

Mit vielen Thränen nahmen sie von all ihren Nachbarn, Freunden und Bekannten Abschied. Dem Anneli im Bogen muß der Abschied von Salomeli gewiß auch sehr wehe gethan haben? — Doch nein, nicht so sehr, als wenn es ein Jahr früher geschehen wäre; es war verheirathet an einen braven Mann im „obern" Gfell.

Die Hochzeitsfeier auf der Hub wurde recht fröhlich in einem traulichen Kreise von den nächsten Verwandten und Nachbarn begangen. Heinrich hatte sich in seiner Pfarrgemeinde, der Kirche zu Wyla, trauen lassen, wo er einst getauft und konfirmirt worden war. Und als die Nacht hereinbrach und man munter scherzend beisammen saß, wurde es draußen plötzlich helle und es ertönte ein feierlicher, harmonischer Männergesang. — Es waren Heinrichs Kameraden, welche dem Brautpaar zu Ehren ein Ständchen brachten und eine Art Fackelzug veranstaltet hatten.

Diese Ueberraschung rührte besonders das Brautpaar, die Eltern und alle Andern zu Freudenthränen. Heinrich eilte hinaus und wollte den ganzen Zug herein holen. Aber Keiner ließ sich dazu bewegen; für dies begehren sie weder Essen noch Trinken, sondern wenn er's erlaube, wollen sie ihm noch einige Lieder singen. Heinrich mußte sich zu Letzterm verstehen und die Jünglinge begannen von neuem ihren lieblichen Gesang. Und alsbald versammelte sich fast das ganze Dörflein vor Heinrichs Haus und Jung und Alt stimmte in die fröhlichen Lieder der Jünglinge mit ein, daß es laut und schön durch die stille Nacht wiederhallte von Berg und Thal. Hierauf wünschten sie dem Brautpaar

güte Nacht, Glück und Segen und begaben sich munter nach Hause.

So war Heinrichs und Salomelis Hochzeitfest.

Einunddreißigstes Kapitel.

Und — sie stießen ihn hinaus.

„Sie tödten mich! — reiben mich gänzlich auf! — Ich muß zu Grunde gehen! — Sie wollen keinen guten Rath annehmen, immer und immer nicht begreifen, daß sie auf solchem Wege an den Bettelstab kommen und sich mit Leib und Seele in die tiefste Hölle stürzen. Hätte ich mich nicht flüchten können, wäre ich und mein Büblein da wohl nicht mehr am Leben. Erbarm's Gott, was das für Leute sind!“

So klagt eine bekannte Stimme an einem späten, schönen Sommerabend, da ringsum noch hie und da ein Vögelein singt, tausend und tausend Blumen ihren süßen Duft aushauchen, allmählig die muntern Sterne wie rein gewaschen aus dem blauen Himmelsmeer hervortauchen und sich um den aufschwebenden freundlichen Vollmond versammeln. Es ist ein junger, blasser Mann, in dessen Zügen tiefer Gram und stille Schwermuth sich kund geben. Er sitzt zwischen einem alten Mann und einer ältlichen Frau, welche ein schönes Kind in der Schooß wiegt, auf grünem Rasen, unter einem überhängenden Apfelbaum, neben einem netten Häuschen, dessen niedriges Schindeldach im Mondschein glänzt. Es ist eben der arme und, wie es scheint, recht unglückliche Konrad —, welcher Vater und Mutter sein kreuzvolles Leben im Ehstand klagt, das er schon in den ersten drei Jahren, wie es zu befürchten war, so bitter schmecken mußte.

Er erzählt nun, wie der Krämer immer noch an der Krücke gehen müsse, schwerlich mehr werde hausieren und Etwas verdienen können; wie er sich aber auch nicht schone, sondern täglich das verfluchte Bränzsaufen fortsetze, seine Spielkameraden zu sich einlade und kärtle; wie Lise, trotz allem seinem Bitten und Beten, sich noch um kein Haar gebessert habe und immer noch die nämliche sei, wie vordem; wie sie ihn gar nicht möge, und was ihm fast das Herz zerreiße, müsse er wahrnehmen, daß sie sogar mit gewichtigen Personen verbotenen Umgang pflege; wie sie ihr Kind gar nicht liebe, so daß es ohne ihn sterben und verderben müßte,

und es sei doch ein so liebes artiges Kind, für welches er sein Leben lassen könnte. Tausend und tausend Mal habe er ihr schon zu Gemüthe geführt, welch Unglück auf sie und ihren Vater warte; sie soll ihm doch die Freude machen und sich von einem noch schrecklichern Abgrund retten lassen, als vor welchem er sie gerettet habe. Aber kaum einen Tag könne sie sich halten, so seien alle Ermahnungen wieder vergessen. So verstockt und hartnäckig hätte er nicht geglaubt, daß ein Mensch sein könnte. Und von Hausen und Arbeiten verstehe sie so wenig als das Kind da, verderbe in einem Tag mehr, als in drei Wochen verdient werden könnte und übe zudem noch eine verschwenderische Wohlthätigkeit aus, so daß sie das Kleid vom Leibe hergeben könnte; der Vater sei in seiner Krankheit die wahre Ungeduld, er zweifle bald selbst, ob er je mehr seinem Berufe werde nachgehen können, sehe, daß sein Geld und sein Kredit abnehmen und doch müsse Alles im alten verderblichen Gang fortgehen. Er wolle sich so wenig belehren lassen als Lise, sein Stolz gäbe es ihm nicht zu, auch nur in Etwas seinen Kopf zu brechen. Und eben sei ihm diesen Abend das Herz so voll gewesen, indem er nun wisse, daß er von mehrern Seiten im Rechtstrieb sei, und habe auch ihn in Liebe und Güte zur Umkehr ermahnen wollen, da sei er gleich aufgefahren wie eine siedende Milch: ein solcher Schnuderbueb, wie ich einer sei, müsse ihm nicht zusprechen; er sei älter als ich, sei vor mir da gewesen und wisse eher was Brauch sei, als ich. Gleich sei Lise eingefallen und habe geheult: so zanke er sie jeden Tag. Er habe ihr zu schweigen befohlen, da sei das höllische Zornfeuer in dem wilden Krämer plötzlich aufgelodert und entsetzlich! er habe nach einem Tischmesser gegriffen. — Er habe gerade das Büebli auf dem Arme getragen, gefürchtet, er könnte vielleicht das unschuldige Kind treffen und habe sich im Augenblick geflücht."

Bei dieser Erzählung wurde es der Mutter fast ohnmächtig und Konrad nahm ihr gleich das Kind aus der Schooß. Der Vater aber saß in tiefen Gedanken da und kämpfte, was er sagen sollte. „Habe ich's nicht gesagt?" sprach nach einer Weile die beängstigte Mutter, „er sollte sie lieber fahren lassen. Nein, Konrad, dich lassen wir nicht mehr nach Felshalden hinunter, du bleibst wieder bei uns, wie zuvor, und das Büebli wollen wir mit tausend Freuden ernähren und erhalten und es zur Ehre Gottes auferziehen." „Ja, ja," sprach endlich tief bewegt der Vater, „der Herrgott hat ihnen einen Propheten geschickt, aber sie haben ihn verstoßen. O Jeru-

salem, Jerusalem! wenn du diesen deinen Tag wüßtest, aber er ist vor deinen Augen verborgen. Höret," fuhr der Vater fort, „Konrad hat bisher seine Pflicht gethan, das wird ihn und uns nicht reuen. Was weiter gethan werden kann, weiß ich noch nicht. Für einmal bleibt er da und morgen will ich mit den Leuten selbst reden. Konrad, gib mir das liebe Kind, ich will es in die Stube tragen; siehe, es ist aber entschlummert." Der Großvater hob es sanft auf seine Arme, konnte sich der Thränen nicht erwehren, indem er wehmüthig sagte: „Armes, armes Kind! wenn du es auch wüßtest, was für eine Mutter du hast!" Und er trug das Knäblein sorglich in die Hütte, und Mutter und Konrad folgten ihm traurig nach.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wer nicht hören will, muß fühlen.

Schon zwölf Jahre lebt Salomeli mit ihrem braven Heinrich in einer recht glücklichen Ehe. Ein Knabe und ein Mädchen blühen ihnen als Pfänder reiner Liebe, die ihres Herzens Lust und des Lebens Freude sind.

Magdalene ist vor fünf Jahren schon selig gestorben, Mutter Marei und Jörrli aber leben noch, sind frisch und gesund; man meinte, sie könnten recht alt werden, was auch ihrer Kinder herzlichster Wunsch ist.

Und im Herbste desselbigen Jahres gruben eines Tages, es war ziemlich kalt und frostig, Heinrich und Salomeli auf dem Felde unten am Dörflein Erdäpfel aus. Und als sie fleißig arbeiteten, sich kaum aufrichteten und nicht in die Lüfte hinaufschauten, wo die Vögel herumfliegen, sahen sie plötzlich ein schrecklich abgemagertes, arm und elend gekleidetes Bettelmensch keuchend und mit verbundenem Kopfe, ein Bündelein Erdäpfel tragend und ein kleines, eben so zerlumptes Mädchen an der Hand führend, vor ihnen stehen. „Um tausend Gottes willen gebet mir auch ein paar Erdäpfel," flehte und keuchte die Arme, „oder einen Rappen, ich mag fürwahr keine Erdäpfel mehr tragen, ich bin zu schwach. Mein Gott, wie ist mir so weh!" Sie warf das Säcklein auf die Erde, setzte sich langsam nieder und stützte den Kopf mit den hagern, dürren Händen. Das Mädchen setzte sich, zitternd vor Frost, neben sie hin und weinte.

Heinrich und Salomeli wurde.. über diese traurige Erscheinung tief ergriffen. Salomeli sprach: „Wenn du nur

könntest mit mir heim kommen, ich wollte euch beiden warme Suppe geben." „Ach Gott, ja," seufzte die Bettlerin, „aber ich muß zuerst ein wenig Athem schöpfen. Ich bin krank, aber ich mußte dennoch ausgehen, damit ich für meine fünf Kinder auch wieder etwas zu essen bekomme; wir haben seit gestern nichts mehr genossen." „Aber woher bist du auch, Frau?" fragten Heinrich und Salomeli zugleich. „Ich bin aus der Kohlgrub," antwortete sie, „daß Gott erbarm!" und ächzte laut. „Aber du bist doch keine geborne Kohlgrübleri?" fragte Salomeli. „Ach nein," erwiderte sie kleinlaut, „ich bin sonst aus der Felshalden." „Herr Jesus!" rief Salomeli, „aber doch nicht Lise? —" Da verhüllte die Elende ihr Angesicht, weinte laut und sagte endlich: „Ja, ich bin die unglückhaftige Lise, und du das glückliche Salomeli, jetzt kenn ich dich, wir sind ja mit einander zum Heeren gegangen. O Jesis, Jesis! wie bin ich ein jämmerlicher Tropf! Sünden wie Berge und so arm wie Lazarus." Salomeli gerieth vor Erstaunen fast außer sich und fragte dann ungescheut: „Aber wie geht's auch Konrad?" „Ach, dem geht's wohl," sagte sie. „Er ist längst wieder verheirathet und lebt glücklich, eben glücklicher als bei mir. Ich habe nun schon den dritten Mann; bin von Konrad geschieden, einer ist gestorben, und der, den ich jetzt habe, bringt mich um! Er hat mich heute so übel traktirt, daß es ein Wunder ist, daß ich noch lebe." Hiemit löste sie den Lappen von der Stirne, „da sehet!" Sie hatte drei tiefe Wunden und ein schwarzblaues Auge. „Den größten Schmerzen fühle ich aber auf der Brust; denn er ist mit den Schuhen auf mir herum getreten, und nur weil ich nicht betteln gehen und ihm keine Rappen zu Bränz bringen konnte." Heinrich und Salomeli wurden mit Grauen und Entsetzen erfüllt.

„Sage mir noch," bat Salomeli, „wo ist auch dein Vater?" „Ach, du lieber Gott! der hinkt an einer Krücke in der Welt herum und bettelt. Aber ich habe ihn an die Krücke gebracht, und er hat mich durch eine verwahrlosete Erziehung ins tiefste, tiefste Elend gestürzt. Ich muß seinetwegen Hunger leiden und geschlagen werden und er meinetwegen arm und elend sein. O, daß ich Konrads Ermahnungen gefolgt hätte! Er wollte mich bekehren, aber ich habe es nicht angenommen. Ach, ich hatte ja die Bitten meiner sterbenden Mutter verschmäht. Ach, Gott sei mir armen Sünderin gnädig!" seufzte sie und blickte mit ihren hohlen Augen bittend um Barmherzigkeit zum graubewölkten Himmel hinauf. Salomeli und Heinrich weinten fast laut. „Nur noch Eins möchte ich fragen,"

hub Salomeli an, „wo ist auch Chleffe?“ „Chleffe?“ fragte Lise mit etwas finsterm Blick. „Sie und ihre Mutter, meine Verführer, schmachten im Zuchthaus; der Vater aber ist im Rausch über einen Felsen todtgefallen. Aber, jetzt mag ich nicht mehr reden,“ sagte sie mit schwacher Stimme, „es kommt mir so sehr über's Herz —“ und gleich legte sie das müde und verwundete Haupt auf ein Häufchen Erdäpfelstauden nieder und athmete sehr schwer. Salomeli und Heinrich traten ängstlich hinzu und wollten sie nach Hause tragen. Sie winkte aber, sie möchten sie doch liegen lassen, es sei ihr so weh.

Das Mädchen fing laut an zu schreien. Salomeli kniete zu der Kranken nieder, schob ihr Heinrichs Rock unter den Kopf, riß ihre Schürze weg und deckte sie damit. Heinrich schenkte Most ein, von dem noch ein paar Tropfen vom Abendessen im Kruge vorhanden waren und Salomeli benetzte ihr damit Lippen und Schläfe. Das arme verlassene Kind schrie immer heftiger und kroch an der unglücklichen Mutter herum. Lise blickte mit einem unbeschreiblichen Schmerz nach dem weinenden Kinde, faßte es bei dem magern Händchen, blickte nach Salomeli und Heinrich mit bittendem und lautredendem Auge hinauf und stammelte: „Erbarmen, Erbarmen, für mein armes, verlassenes Nenneli! — Ich — ich muß — sterben —“ faltete die Hände über die Brust, betete vernehmlich: „Herr — Jesu — nimm meinen — Geist auf! —“ und — sie verschied. —

Und ein schauerig kalter Herbstwind strich über das öde Feld dahin, von dem nahen Baume rieselte welkes, rothes Laub auf das blasse Antlitz der Todten und in das Seufzen des Windes mischte sich das Jammergeschrei der armen, armen Waise um ihre gestorbene Mutter, und Salomelis Schluchzen um die unglückliche Lise.

Das war das schauerliche Ende eines Mädchens, dem ein stolzer, unverständiger Vater ohne Tugend und Frömmigkeit einen Himmel auf Erden bereiten wollte.

Heinrich und Salomeli erfüllten den letzten Willen der Entschlafenen getreu; sie nahmen die mutterlose Waise liebreich auf und erzogen sie, wie ihre eigenen Kinder, in der Furcht Gottes.





